Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **27 (1945)**

Heft 37

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 14. September 1945 | Erscheint jeden Freitag | 27. Jahrgang Nr. 37

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine und des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIIIb 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Bettag 1945

El. St. Zum erstenmal seit 1938 dürfen wir unsern nationalen Bettag wieder im Frieden feiern. Zum erstenmal seit 14 Jahren ruhen in der ganzen Welt die Waffen, ist kein Volk mit einem andern mehr im Krieg, und zum ersten Mal seit 1939 steht unsere Armee nicht mehr zum Schutz unseres Landes unter den Waffen. Im Mai ging der Krieg in Europa zu Ende, im August in Ostasien; am 20. August wurde bei uns der Aktivdienst aufgehoben, und langsam, langsam gleitet unser Land und alle die kriegführenden und kriegsgeschädigten Länder einer ganzen zertrümmerten Welt wieder in eine Friedensordnung hinein. Es ist ein langsames, zaghaftes Beginnen und Versuchen, gleich einem Schwerkranken, der nach langem Leiden seine ersten Gehversuche macht und, wieder auf den Füßen, erst recht merkt, wie schwach er ist, und wie der Sturm der Krankheit in seinem gesunden, lebensfähigen Körper die besten Kräfte zerstört hat.

Eidgenössischer Bettag, heißt dieser Sonntag im September, Bettag, Bußtag und Danktag. Daß er eidgenössisch ist, beweist, daß er unser Volk gemeinsam, ohne Unterschied der Konfessionen und Parteien, gemeinsam vor den Thron des Allmächtigen führen soll, der es wieder ein ganzes Jahr lang durch alle Fährnisse einer stürmisch bewegten Weltgeschichte hindurchgeführt hat. Daß wir uns im gemeinsamen Gebet finden sollen, um Führung und Bewahrung aufs neue zu erflehen, um unser Schicksal weiterhin in den Schutz dessen zu stellen, der einmal zu einem anderen kleinen Volk gesagt hat: „Du bist mein Volk und ich bin dein Gott."

Und es ist unser eidgenössischer Danktag, an dem wir wieder einmal bewußt bekennen und anerkennen sollen, mit welch unaussprechlicher Gnade unser Volk und Land durch den ganzen Krieg hindurch vor Krieg und Vernichtung, vor Hungersnot, Seuchen und inneren Unruhen bewahrt geblieben ist. Es ist ein Dank, der tief und uneingeschränkt aus jedes rechten Schweizers Herzen aufsteigen müßte, der erfaßt hat, was diese ganze Bewahrung bedeutet inmitten einer Welt, die in ihren äußeren Umrissen und ihrem inneren Gehalt so furchtbar und unwiederbringlich zerstört worden ist. Es ist ein Gefühl, das empfinden muß, daß diese Bewahrung uns mit einer Schuld belastet, die wir nicht abzuschütteln versuchen dürfen, sondern die in weitgefaßter Großzügigkeit und Freudigkeit abzutragen uns eine Ehrenpflicht bedeuten soll, die wir mit Stolz auf uns nehmen wollen.

Als Bußtag will uns der Feiertag daran erinnern, wie sehr auch wir Schweizer, als Einzelner und als Volk, gegen Fehler und Erbsünden immer wieder zu kämpfen haben, die, wenn wir sie weiter züchten und groß werden lassen würden, uns zu einer geistigen Ueberheblichkeit und Anmaßung führen würden, die uns unfehlbar zu einer verheerenden Mittelmäßigkeit und einer gefährlichen Isolierung führen müßten. In einer Zeit, wo so viele Menschen und Völker rings um uns um den Wiederaufbau der primitivsten Lebensbedingungen ringen müssen, wo das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit aus einem Schutt von moralischer Zerrüttung neu herausgearbeitet werden muß, steht es uns schlecht an, auf unsere gesunden Verhältnisse zu pochen, die Demoralisation in den Nachbarvölkern zu kritisieren und der Welt das verpönte Bild des satten Pharisäers zu geben, der an seine Brust schlägt und sagt: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie jene." Wir wollen im Gegenteil daran denken, wie vieles wir in diesen Kriegsjahren falsch und engherzig gemacht und behandelt haben. Wollen uns schämen, wie kleinlich und kurzsichtig große Kreise unserer Behörden und unseres Volkes in der Internierten- und Flüchtlingsfrage gedacht und gehandelt haben. Wollen uns schämen, daß auch bei uns, wo nie Not und Hunger waren, so viel Egoismus und Schwarzhandel, so viel Aengstlichkeit und Hamsterei sich breit gemacht haben, und wollen uns geloben, in der kommenden Zeit, die noch viele Opfer von uns fordern wird, freudig zu geben und zu helfen, in unserem eigenen Volk und allen denen, die Gut und Blut geopfert haben zur Niederringung einer Machtpolitik, der auch wir erlegen wären, ohne den heldenhaften Kampf der siegreichen und besetzten Völker. Alles was kleinlich und egoistisch war in uns bisher, wollen wir bekämpfen und an unserem eidgenössischen Bußtag offen und mutig bekennen: Vater, ich habe gefehlt im Himmel vor dir."

Wenn wir in diesem Sinn und Geist den Bettag feiern, still und jeder für sich Einkehr haltend über sein Tun und Lassen, so werden wir erkennen, was der Aufbau der neuen Zeit auch von uns für Einsichten und Erkenntnisse verlangen wird. Es ist keine Phrase, wenn gesagt wird, daß die nächste Zukunft ein Prüfstein unserer Demokratie werden könnte. Der politische Frieden, der das Durchhalten durch die Kriegsjahre möglich gemacht hat, wird bereits gestört durch Kreise, die glauben, in absehbarer Zeit für ihre egoistischen Forderungen einen günstigen Wind wehen zu fühlen. Es wird von unverantwortlichen Elementen versucht, Mißtrauen und Unzufriedenheit zu züchten, Ansprüche, die über das Erreichbare hinausgehen, zu pflanzen, und gewissenlos die einzelnen Schichten unseres Volkes hintereinanderzubringen. In diesem trüben Kampf der bösen Geister der Zersetzung hat jeder Einzelne eine Pflicht an seinem Platz, er möge noch so klein und bescheiden sein, für das Verstehen von Mensch zu Mensch zu wirken und, sich überall für die Achtung und die Anerkennung der Arbeit und der Persönlichkeit jedes Menschen einzusetzen. Ein junger Industrieller, der die Stimmen der Zeit verstanden hat, hat neulich gesagt: „O, wenn doch alle unsere Arbeitgeber, die großen und die kleinen, verstehen und begreifen würden, daß wichtiger als ein paar Rappen mehr Lohn, wichtiger als ein Ferientag mehr, die Art und Weise wäre, wie sie ihre Arbeiter, ihre Angestellten behandeln; nicht nur als Arbeiter und Untergebene, sondern als Mitarbeiter und Arbeitskameraden, die bei aller Verschiedenheit der Stellung eines verbindet, das allein den Einsatz für das gemeinsame Werk zur Freude macht: Die Achtung und die menschliche Teilnahme für einander."

In dieser Geisteshaltung gegenüber unserem Nächsten liegt wohl die Bedingung dafür, daß bei uns in der Schweiz in den nächsten Jahren nicht nur all die dringenden sozialen und wirtschaftlichen Probleme befriedigend gelöst werden, sondern daß die auch für uns große Schwierigkeiten bringende nächste Zukunft uns finden wird als ein „einzig Volk von Brüdern."

Landauf und landab werden am Bettag die Kirchenglocken uns ins Gotteshaus rufen, und es gehört zur guten Tradition unseres Volkes, daß an diesem Tag auch viele den Weg dorthin finden, um Gott für seine Bewahrung vor Not und Tod zu danken, die sonst der Kirche ferner stehen. Mögen sie alle, und mit ihnen unser ganzes Volk, fühlen, daß dieser erste Bettag im Frieden unser ganzes Tun mehr noch als bisher in den Dienst des Rechts und der Liebe stellen will.

Die gemeinsame Sache

Die politische Gleichberechtigung der Schweizerfrau ist in den letzten Monaten wiederholt zum Gegenstand von Postulaten, Motionen, Anträgen in eidgenössischen und kantonalen Räten gemacht worden, bald von dieser, bald von jener Partei ausgehend. Dadurch ist dieses Thema, das unsere politischen Behörden so lange, wie in stillschweigendem Einvernehmen, nicht berührten, erneut zur Aktualität erwacht und ruft, wie ehedem, Gegner und Freunde, Pro und Kontra auf den Plan. Und man merkt mit einigem Staunen, daß trotz der so gewaltig veränderten Zeitumstände die Gegner und ihre Argumente im Großen und Ganzen dieselben geblieben sind, nur daß sich heute zur prinzipiellen Ablehnung oft auch noch eine parteipolitische Gegnerschaft gesellt. Die Initiative der einen Partei auf diesem Gebiet löst gern das Mißtrauen und die gegenteilige Stellungnahme der übrigen politischen Richtungen aus, auf Männer- wie auf Frauenseite. Das ist für die Frage an sich und für ihre Zukunftsaussichten nicht ohne Bedeutung.

Es steht außer jedem Zweifel, daß die Anerkennung der Schweizerfrau als politisch gleichberechtigte Bürgerin, sei es auf eidgenössischem, sei es auch nur auf kantonalem oder kommunalem Boden, parteipolitisch nicht ganz ohne Folgen bleiben kann, und daß ein gewisser Prozentsatz der Frauen sich den bestehenden politischen Parteien anschließen wird, je nach Stand und Herkommen, nach wirtschaftlicher Stellung und nach ihrer Weltanschauung. Das ist kein Schaden, weder für die Allgemeinheit noch für unsere besondere Frauensache. Denn unsere politischen Parteien, — deren Notwendigkeit und gesunde Kraft wir nach der überstandenen Gleichschaltungsseuche wieder richtig erkennen, — sind zum Glück nicht dermaßen starr auf eine einzige, ausschließliche und engumgrenzte Doktrin festgelegt, daß nicht auch bei ihnen noch gewisse Varianten möglich wären, so daß sich vielleicht gerade auf diesem Wege der Frauneneinfluß i. S. einer Mäßigung und besseren Verständigung bemerkbar machen könnte. Sodann erstreckt sich bekanntlich die parteipolitische Organisation bei den Männern heute nur auf 11 Prozent der Stimmberechtigten. Für eine stärkere parteipolitische Bindung der stimmberechtigten Frauen liegen keine Gründe vor. Schließlich hat die zwar kurze aber doch deutliche Erfahrung der Länder mit politischer Gleichberechtigung übereinstimmend gezeigt, daß durch den Eintritt der Frau in den politischen Machtkampf keine Verschiebung des Gleichgewichtes eintrat. Eine gewisse Schwächung erlitten begreiflicherweise jene Parteien, welche die politische Mitarbeit der Frau hartnäckig ablehnten. Im übrigen [illegible] hauptsächlich eine Konsolidierung des gemäßigten Elementes auf Kosten radikaler Extreme zu verzeichnen.

Neben diesen unbegründeten und kleinen Befürchtungen, die so oft den Blick für das Ganze verschleiern, ersteht viel größer und wichtiger für uns die Tatsache, daß es beim Kampf für die politischen Frauenrechte um eine gemeinsame Sache geht, gemeinsam für uns Frauen und gemeinsam für unser ganzes Volk. Daß wir diese über allen kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen, politischen, religiösen, sprachlichen Unterschieden stehende Gemeinsamkeit nicht aus den Augen verlieren, ist heute ganz besonders wichtig.

Für uns Frauen geht es in diesem gemeinsamen Kampf um unsere menschliche Stellung innerhalb der Gesellschaft. Er ist historisch betrachtet ein Freiheitskampf, der uns alle angeht, die Ledigen, wie die verheirateten Frauen, die Berufstätigen, wie die Hausfrauen, Bäuerinnen, wie Städterinnen, Arbeiterinnen, wie die Frauen der wirtschaftlich gesicherten Klassen, Meisterinnen und Dienerinnen, Alte und Junge, Frauen aller Zungen und aller religiösen Bekenntnisse. Für sie alle besteht die Frage: Wollen wir weiter als Menschen zweiter Ordnung, geringerer Geltung, minderen Rechts behandelt werden, oder wollen wir endlich uns durchringen zur Anerkennung unseres gleichwertigen und damit auch gleichberechtigten Menschseins? Darum, um die Menschenwürde, die persönliche Geltung, das individuelle Bestehenlassen und wirtschaftliche Bestehendürfen, geht es. Darin liegt der Kern, das Wesen unseres Kampfes, und aus dieser einen unerschöpflichen Quelle elementaren menschlichen Freiheitswillens muß er auch stets von neuem gespiesen werden. Wir dürfen uns nicht verlieren in dem tausendfältigen Kleinkrieg, im Ringen um kleine Vorteile, sondern immer wieder muß uns die eine gemeinsame große Idee leiten vom Menschseinwollen der Frau, — jeder Frau. Das ist ein Postulat, das uns alle, aus allen Volkskreisen glei-

---

Roman von Marguerite Audoux.
Uebersetzt von Maria Arnold

9. Fortsetzung

Eines Nachmittags zeigte sich Klemens in der offenen Tür. Er trug nicht seine Uniform, und ich erkannte ihn erst nach einer Weile. Ohne verlegen zu sein, trat er ein und reichte mir die Hand, und als ich ihn nach dem Grund seines Besuches fragte, antwortete er mir mit einer unbestimmten Handbewegung.

Ich war ein wenig verstimmt, ihn hier zu sehen, und zog meine Hand zurück, die er wieder zu lange festgehalten hatte.

Fräulein Hermine war sofort aufgestanden, um in ihr Zimmer zu gehen, und als Klemens ihren Platz einnehmen wollte, entfernte ich mich von meinem Stuhl und blieb vor dem Fenster stehen.

Er folgte mir, stützte sich auf das Fensterbrett und begann mehrere Sätze, ohne sie zu beenden. Dann trommelte er ungeduldig auf dem Fensterbrett, ergriff die Achseln meiner Schürze und sagte:

— Also, ich, ich finde Sie sehr schön!

Ich war so überrascht, daß ich ihn lebhaft ansah. Er senkte seine Augen nicht, aber sein Blick zeigte Unruhe. Seine Augenlider hoben sich und ließen das Weiße seines Augapfels sehen.

Er zog noch stärker an den Achseln meiner Schürze und sagte nochmals:

— Ja, ich finde Sie sehr schön!

Seine Art, die Worte zu betonen, sagte deutlich, daß er allein so dachte und ihm die Meinung der anderen wenig bedeutete.

Er besann sich eine Weile und ließ dann wieder seine Stimme hören. Er sprach, wie Leute, die eilig Zustimmung fordern. Er vereinigte sofort unserer beider Zukunft, als hätte er sie so besser in seiner Hand, um sie nach seinem Wohlbefinden lenken zu können. Während er mir darlegte, wie unser gemeinsames Leben sein würde, wenn ich seine Frau würde, vergaß ich seine Gegenwart und hörte nicht einmal mehr den Klang seiner Stimme.

Auch die Häuser und Straßen ringsum verschwanden vor mir, und Heide und Tannenwald erschienen an ihrer Stelle.

Dort aber, direkt vor mir, mitten im Gebüsch von Stechpalmen und wilden Haselnußsträuchern, stand regungslos ein Mann und sah mich an.

Ich erkannte seine großen, sanften Augen, die zwei furchtsamen Vögeln glichen, die vertrauensvoll zu mir geflogen kamen. Dann verwandelten sich diese Augen und die Heide in kostbare Edelsteine und zerstreuten sich über die Dächer, die wieder auftauchten, während Klemens lauter sagte:

— Ich sehe, daß Sie mich nicht lieben. Aber was macht das? Sie werden mich schon lieben, wenn wir erst verheiratet sind.

Ich wollte ihm antworten, aber sein Gesicht war dem Meinigen so nah, daß ich glaubte, es sei nicht genug Platz da für meine Worte. Sein Atem strich warm über meine Wangen und seine Hand lag sehr schwer auf meiner Schulter.

Ich fand mich kurz danach neben ihm an der Treppe wieder, ohne zu wissen, wie wir dahin gekommen waren. Er stützte sich einen Augenblick auf das Geländer, bevor er sagte:

— Ich bin kein schlechter Mensch.

Er zögerte ein wenig, um hinzuzufügen:

— Und Sie sind hier nicht glücklich, das sieht man.

Als er einige Stufen hinuntergestiegen war, drehte er sich um und lächelte mir zu, als seien wir uns über alles einig. Als er sich entfernte, fiel mir sein breiter Nacken auf, der fest auf seinen Schultern ruhte.

*

Fräulein Hermine stellte mir keine Fragen. Sie sagte nur mit einem Lächeln:

— Ich hatte ganz vergessen, daß Sie im heiratsfähigen Alter sind.

Ich sah die starren Augen von Klemens wieder vor mir und antwortete rasch:

— Ich liebe niemand.

Fräulein Hermines Lächeln verschwand. Sie hob ihr eckiges Kinn hoch und sagte zu mir in einem Ton, der mir fremd war:

— Kinder sind ein so großes Glück, daß darüber die schmerzlichen Erinnerungen schnell verblassen.

Ich schüttelte zweifelnd den Kopf. Da breitete sie die Arme aus, versuchte ihre steife, knochige Brust zu heben und sagte, als ob sie sich den Blicken der ganzen Welt aussetzte, mit ironischem Lachen:

— Sehen Sie mich doch an... Die Erinnerung meiner längst verlorenen Liebe erscheint mir als das Kostbarste von allem.

Ihr Gesicht drückte unermeßliches Bedauern aus, und zum erstenmal bemerkte ich, daß ihre Lippen noch voll und sehr frisch waren.

Sie ließ ihre mageren Arme zurückfallen und fügte tonlos hinzu:

— Man ist wie eine tote Sache... und die andern halten sich von uns fern.

Der Abend verlief still, und ich legte mich so ermattet zur Ruhe, als ob ich stundenlang auf einer schlechten Landstraße marschiert wäre.

Auch mein Schlaf war nicht gut.

Ich träumte, ein Orkan trüge mich weg in die Lüfte. Ich sammelte alle meine Kräfte, um dem Sturmwind zu widerstehen, doch seine Wirbel rissen mir die Kleider eines nach dem andern vom Leibe, und große Regentropfen ließen meinen nackten Körper erstarren.

*

Meine Ruhe war dahin. Meine offene Zimmertür wurde mir unheimlich. Um mich auf andere Gedanken zu bringen, beschloß ich, bis zur Rückkehr von Frau Dalignac anderswo Arbeit zu suchen.

Jeden Morgen besuchte ich die Plätze, wo ich Anschlagzettel finden konnte. Ich traf dort junge Mädchen, die, wie ich, eingefallene Wangen hatten und abgetragene Kleider trugen. Es kamen auch junge Frauen mit Kindern auf dem Arm. Die Kleinen zerkratzten das schmutzige Papier und steckten die Papierfetzen in ihren Mund.

chermaßen angeht. Empfinden wir denn nicht alle gleichermaßen das Unwürdige einer Kultur, einer Welt, die einen Teil ihrer Geschöpfe zur Unterwürfigkeit, zur geistigen und wirtschaftlichen Unselbständigkeit verdammt, die ihnen die volle Achtung und Beachtung ihrer Individualität, die freie Entwicklung ihrer Persönlichkeit so oft versagt?

Das ist das eine Gemeinsame, das heute alle Frauen, unbesehen ihrer übrigen Haltung zum großen Elan vereinigen müßte: auch als Frau Mensch, freier, in sich selbst ruhender, in seinem Eigenwerte voll anerkannter Mensch sein zu dürfen.

Das andere Gemeinsame ist etwas, das noch viel weiter geht, das uns alle als Volk und als Glied der Völkergemeinschaft angehen muß: es ist die Nutzbarmachung dieser menschlichen Werte der Frau zu Gunsten der Gesamtheit. Wir haben uns durch Jahrhunderte in einem Irrgarten befunden, in dem wir schließlich an uns selber irre geworden sind. Wir haben den Sinn für das verloren, was unsern Eigenwert ausmacht, wir haben in unheilvoller Verblendung unsere Ideale an fremder „Größe" gemessen, wir waren auf dem besten Wege zu unfruchtbarem Epigonentum, — und verkannten, daß wahre Größe, wahre und unermeßliche Werte, reichste Menschentum, reinste Quellen in uns selber verborgen sind, in dem, was uns zu Frauen macht. Hätte die Natur, die das Kind unserm Schoß, unserer Pflege, unserer Fürsorge anvertraute, uns umsonst so reich gesegnet mit all den Fähigkeiten der Liebe, mit der ganzen Welt gewaltiger Empfindungen, wenn wir nicht eben dieses Können unseres Herzens nutzbar machen sollten nicht nur für unsere natürlichen Kinder, sondern für unser Volk, für die ganze Menschheit? Es gibt nicht nur Talente des Geistes, was eine materialistische Welt vergessen hat, es gibt auch Talente des Herzens, des Gefühls; es gibt nicht nur Fähigkeiten des Erkennens, und des Wissens, des Forschens und Entdeckens, es gibt auch die Fähigkeiten des Liebens, des Dienens, des Sichvergessens, der nicht das Ihre suchenden Selbstlosigkeit. Sie sind das Werkzeug der Mutter, sie sind die Urquelle aller wahren Kultur, wenn wir als Kultur die Ueberwindung des Triebhaften durch die sittlichen Kräfte verstehen. Sie sind aber auch schöpferische Gewalten, so gut als die Möglichkeiten des abstrakten Denkens. Aber sie waren gering geachtet, verkannt, auch von ihren Trägerinnen, und sie waren darum nicht wirksam in unserer Welt. Wie oft hat unsere arme Menschheit nach ihnen gesucht, sich nach ihnen gesehnt, — und fand nur den Geist, der erfindet, ohne zu empfinden, der zerstört, ohne zu fühlen. Daß diese Epoche unserer Geschichte abgelöst werde durch eine Zeit des gemeinsamen Wirkens von Herz und Verstand, von weiblichen und männlichen Kräften, das ist das gemeinsame Anliegen des ganzen Volkes, und einer ganzen in ihren Illusionen betrogenen Menschheit. Das kann aber nur sein, wenn wir alle, wir Frauen zuerst, uns des Wertes, der Bedeutung unserer Art bewußt werden. Ich denke damit nicht etwa an eine äußerliche Rückkehr zu sogenanntem „weiblichem" Wesen, sondern an eine innere Besinnung auf das, was uns zu Trägerinnen einer neuen, einer vertieften Kultur machen kann. Wir müssen wissen, daß dort unsere Berufung liegt, und wir müssen den Mut haben, uns dazu zu bekennen, in jeder Stellung, in jeder äußern Lebenslage. Aber wir müssen für dieses unser wahres Wesen auch die volle Achtung fordern, die uns als ebenso wichtige, ebenso wertvolle, ebenso berechtigte Glieder der Rechtsgemeinschaft anerkennt.

Das sind zwei Ziele und zwei Gründe unseres Kampfes, die ihn weit über die Zufälligkeiten der Parteipolitik hinausheben. Wir stehen heute in einem Zeitpunkt der Neuordnung, der Wiederbesinnung auf Wert oder Unwert, auf die Anfänge und Grundlagen unserer abendländischen Kultur, die wir mühsam aus den Trümmern einer entarteten Menschheit heraussuchen müssen. Wir sind alle innerlich überzeugt von der brennenden Notwendigkeit einer geistig-sittlichen Wende. Lassen wir diese Ueberzeugung zur Tat werden, stehen wir Frauen alle ein für die gemeinsame Sache unseres Geschlechts, die, richtig erfaßt und richtig verstanden, zur gemeinsamen Sache unseres ganzen Volkes wird und zur Schwelle, über die wir in eine neue verheißungsvolle Zeit eintreten könnten.

Dr. H. Thalmann-Antenen.

riri
gute Reissverschlüsse

Bund Schweizerischer Frauenvereine

44. Generalversammlung in Genf

Samstag, den 13. und Sonntag, den 14. Oktober 1945.

Einladung der Genfer Vereine

Geehrte Frauen, liebe Miteidgenossinnen!

Zum 5. Mal seit seinem Bestehen wird der Bund Schweizerischer Frauenvereine in unserer Stadt tagen. Es ist uns eine besonders große Freude, daß die erste Begegnung der Delegierten unserer Vereine nach dem Ende des entsetzlichsten aller Kriege bei uns stattfindet. Gewiß leben wir noch in einer Uebergangszeit. Gewiß ist der Horizont noch trübe und beweisen uns die technischen Umwälzungen und die Schwierigkeiten der wirtschaftlichen und politischen Probleme, welch große Anstrengungen es noch erfordern wird, um einen wirklichen Frieden zu gewinnen. Aber ist nicht der beste Weg zu diesem Ziel der Zusammenschluß all derer, die guten Willens sind? Wir besitzen in Genf eine Tradition von nicht nur nationaler, sondern auch internationaler Zusammenarbeit der Frauen. Wollen wir uns nicht von ihr leiten lassen in der Arbeit für dieses Ideal?

Es freut uns sehr, bei Gelegenheit dieser Begegnung unsere neue Präsidentin zu begrüßen, die zum erstenmal in der Oeffentlichkeit dem Bund vorsteht. Sie ist unsere Nachbarin und wir sehen sie deshalb als die unsere an. Die Präsidentin, sowie die anderen Vorstandsmitglieder, alle Delegierten und Mitglieder Ihrer Vereine, welche die weite Reise in unsere abgelegene Stadt nicht scheuten, heißen wir alle herzlich willkommen. Wir wissen, daß die Zeiten für Sie, sowie für uns, nicht leicht sind, und Sie werden es wohl verstehen, wenn wir Sie in aller Einfachheit empfangen, es wird deshalb nicht weniger von ganzem Herzen sein.

Für die Bundesvereine von Genf
der „Centre de Liaison".

Samstag, den 13. Oktober, 14 Uhr
Salle centrale, 10 rue de la Madeleine

Tagesordnung

1. Begrüßung der Delegierten
2. Jahresbericht des Vorstandes
3. Jahresbericht der Quästorin
4. Bericht der Rechnungsrevisorinnen
5. Wahl der neuen Rechnungsrevisorinnen
6. Festsetzung des Ortes der nächsten Generalversammlung
7. Revision der Geschäftsordnung
8. Aus der Arbeit der Kommissionen:
   a) Gesetzesstudien: die Altersversicherung (Frl. Dr. A. Quinche und Frl. Dr. E. Naegeli)
   b) Hygiene: körperliche und moralische Hygiene (Frl. Dr. Girod)
   c) Internationale Zusammenarbeit: Frauenwünsche zum Wiederaufbau (Frl. Dr. Grütter)
   d) Nationale Erziehung: Jungbürgerinnenfeiern (Mme Gautier-Dictet), Arbeitsdienst-Heimatdienst (Frl. Rosa Neuenschwander)
9. Diskussion
10. Verschiedenes

18.30 Uhr im Foyer des Theaters, Place neuve: Empfang durch den Genfer Regierungsrat und den Genfer Stadtrat

20.30 Uhr, Saal der „Amis de l'Instruction" 6, rue Bartholoni, Empfang durch die Genfer Frauenvereine.

Sonntag, den 14. Oktober, 10 Uhr
Salle centrale, 10 rue de la Madeleine

Der Pflegerinnenberuf in den verschiedenen Ländern der Welt (Frl. Yvonne Hentsch, Leiterin des Büros des Pflegewesens der Liga der Rot-Kreuz-Gesellschaften)

Was können wir Frauen zur Lösung der sozialen Spannungen beitragen? (Frl. Clara Nef)

Rückkehr ins Zivilleben (Major Emil Privat, ehemals Vortragender bei Heer und Haus)

13 Uhr im Bahnhofbuffet, 1. Stock.
Gemeinsames Mittagessen

Empfohlene Hotels
(Spezialpreis für die Vereine.)

	Zimmer und Frühstück
Hotel des Familles, gare de Cornavin	frs. 6.50
Hotel Bernina, gare de Cornavin	„ 7.—
Hotel Suisse, gare de Cornavin	„ 7.—
Hotel Cornavin, gare de Cornavin	„ 7.—
Hotel Bristol, Rue du Mont-Blanc	„ 6.50
Hotel Régina, Quai du Mont-Blanc	„ 7.50
Hotel d'Angleterre, Quai du Mont-Blanc	„ 7.50
Hotel Victoria, Rue Pierre Fatio	„ 6.50
Hotel Touring et Balance, Place Longemalle	„ 6.50

Da die Genfer Hotels meist überfüllt sind, empfehlen wir den Delegierten, ihre Zimmer vor dem 1. Oktober zu bestellen und eine schriftliche Antwort zu verlangen, auch im Hinblick auf den Spezialpreis zu bemerken, daß Sie zur Generalversammlung des Bundes kommen.

Diejenigen Delegierten, die gerne von einer Privateinladung Gebrauch machen, sind gebeten, sich vor dem 1. Oktober an Mme E. Paréjas, 18 Route de Chêne, Genf, zu richten.

Gottesdienst

Gottesdienst in französischer Sprache für die Besucherinnen der Generalversammlung organisiert: Sonntag, den 14. Oktober, 8.30 Uhr, in der Eglise de la Madeleine (neben der Salle centrale). Predigt von Frau Pfr. Marcelle Bard.

Christkatholischer Gottesdienst: Eglise St. Germain, Rue des Granges, 10.30 Uhr.

Römisch-katholische Gottesdienste: Notre Dame, Place Cornavin. Messe um 7, 8, 9 Uhr. Hochamt 10 Uhr.

Sonntagnachmittag ab 13 Uhr: Besuch der Altstadt, Besuch des Völkerbundspalastes, Besuch der Büro des Internationalen Roten Kreuzes. Bitte auf dem Anmeldungsschein zu vermerken, ob Sie an einem dieser Besuche teilnehmen möchten.

Am Bahnhof Cornavin werden bei Ankunft der wichtigsten Züge Pfadfinderinnen zugegen sein für Auskunft und Betreuung des Gepäcks.

Resolution

Das Aktionskomitee für das Frauenstimmrecht im Kanton Zürich hat als überparteiliche Organisation zur regierungsrätlichen Vorlage über das Wahlrecht der Frau Stellung genommen. Das Aktionskomitee hält nach wie vor an der Forderung nach dem integralen Stimm- und Wahlrecht der Frau im Kanton Zürich fest.

Es wird zwar einer kantonsrätlichen Kompromiß-Vorlage in einer allfälligen Abstimmung seine Unterstützung nicht versagen, würde aber einer Vorlage über die integrale Gleichberechtigung für aussichtsreicher halten.

Die regierungsrätliche Vorlage mit ihrer Beschränkung auf ein partielles aktives und passives Wahlrecht läuft Gefahr, wohl alle grundsätzlichen Gegner des Frauenstimmrechtes, nicht aber alle seine Anhänger zu mobilisieren.

Das Aktionskomitee wird auf jeden Fall seine Tätigkeit für die integrale politische Gleichberechtigung der Frau im Kanton Zürich fortsetzen und jede dahinzielende Bestrebung unterstützen.

Nachrichten der Woche

Inland

Der Bundesrat empfiehlt der Bundesversammlung die Errichtung neuer schweizerischer Gesandtschaften in Norwegen, Dänemark, Uruguay, Mexiko, Peru (inkl. Bolivien und Ecuador), Kanada, Australien, Südafrikanische Union und China.

In der nationalrätlichen Kommission für auswärtige Angelegenheiten stellte Bundesrat Petitpierre die Schaffung einer konsultativen Kommission, in der alle Volkskreise vertreten sein sollen, in Aussicht; diese soll prüfen, ob und unter welchen Umständen ein Beitritt der Schweiz zu den „Vereinten Nationen" in Frage käme. Ein endgültiger Entscheid müßte durch Volksabstimmung getroffen werden.

Der Bundesrat und die Genfer Kantonsregierung gaben ihre Zustimmung, daß König Leopold III. von Belgien und seine Familie vorläufig in Pregny bei Genf Aufenthalt nehme unter der selbstverständlichen Bedingung, daß der König sich auf Schweizerboden jeder politischen Tätigkeit enthalte.

Die Besprechungen der russischen Delegation mit den schweizerischen Instanzen betreffend die russischen Internierten sind beendet; ein Schlußprotokoll wird später bekanntgegeben.

In der kommenden Herbstsaison wird der Bundesrat u. a. das Postulat Oprecht über das Frauenstimm- und Wahlrecht beantworten.

Bundesrat Stampfli sprach in der Aargauischen Vaterländischen Vereinigung über schweizerische Nachkriegsprobleme, u. a. über die Wichtigkeit der Aufrechterhaltung der Neutralität der Schweiz, über die Wirtschaftsartikel der Bundesverfassung, Export-, Rohstoff- und Landwirtschaftsfragen.

General Guisan wurde zum Ehrenbürger von Thun ernannt.

Der Chef der Abteilung für Luftschutz, Professor v. Waldkirch, Bern, ist von diesem Amt zurückgetreten, da er die Aufgabe als erfüllt betrachtet.

Kriegswirtschaft: Die Erhöhungen der Lebensmittelrationen für den September durch Freigabe blinder Coupons betragen: 50 Gramm Hafer, 200 P. Käse, 250 P. Fleisch, 150 Gramm Fettstoffe, 50 Gramm Tee, 250 Gramm Mais/Hirse.

Ausland

In London tagt die Konferenz der Außenminister von Großbritannien, USA., Rußland, Frankreich und China, die von nun an, wie es an der Potsdamertagung der Regierungschefs vereinbart worden ist, regelmäßig zur Besprechung und Koordinierung politischer und wirtschaftlicher Fragen zusammenkommen werden.

In einer Botschaft an den Kongreß unterbreitete Präsident Truman in großen Zügen Fragen der Umstellung auf Friedenswirtschaft. Er ersuchte u. a., gutgeheißen, daß „der Versorgungsstrom für Großbritannien und die andern Alliierten weiter fließen solle". — In USA. ist die Lebensmittelrationierung bis auf diejenige von Fett und Zucker aufgehoben worden.

General MacArthur, Oberkommandierender der alliierten Besetzungstruppen von Japan, ist am 8. September an der Spitze der Truppen in Tokio eingezogen. Britische Truppen besetzten Singapore.

Die Regierungen von Persien und dem Staate Libanon haben die Charta der „Vereinten Nationen" ratifiziert.

In Sachsen wurde die sofortige Beschlagnahme aller Bauerngüter und andern Grundbesitzungen von über 250 Hektaren, ohne Entschädigung, angeordnet; es sollen Heimwesen von 12 Hektaren an Landarbeiter und Flüchtlinge aus Polen gegeben werden.

Der amerikanische Geheimdienst in Deutschland hat eine groß angelegte Werwolf-Geheimorganisation aufgedeckt, die Sprengungen plante. — Im Ruhrgebiet sind 44 führende deutsche Großindustrielle, Mitglieder des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikates, verhaftet worden; sie sind angeklagt, Hitlers Aufstieg, die NSDAP. usw. finanziert und eine den Alliierten schädigende „Ruhrkohlen-Politik" geplant zu haben.

In Berlin, wo Ruhr und Typhus schwer einzudämmen sind, wo täglich noch immer ca. 18,000 neue Flüchtlinge aus dem Osten eintreffen, sollen 10 Prozent aller 15—45jährigen Frauen, wie Agentur „Reuter" meldet, geschlechtskrank sein.

In Oslo wurde nach mehrwöchigem Prozeß Quisling zum Tode verurteilt; er hat an den obersten Gerichtshof rekurriert.

Der frühere Ministerpräsident Japans, Tojo, hat im Augenblick, da er als „Kriegsverbrecher" verhaftet werden sollte, einen Selbstmordversuch gemacht und sich schwer verletzt.

VIOLA!!
Soll nicht der große Trust noch größer werden, verwende dieses herrliche trustfreie Speisefett aus schweizerischem Betrieb!!

Einmal blieb ein Junge von 13 oder 14 Jahren im Vorübergehen stehen. Er lächelte den jungen Müttern zu, blickte die Mädchen dreist an, reckte sich hoch, zog einen Blaustift aus der Tasche und schrieb etwas auf eine leere Stelle. Als er fort, war konnte man lesen:

Man verlangt:
Eine gute Näherin für ein Adams-Kostüm.

Die jungen Mütter lachten laut, ließen ihre Säuglinge auf ihren Armen springen und gingen davon.

Am nächsten Tag fand ich Arbeit bei einer Unternehmerin für Kinderkonfektion. Sie übergab die zugeschnittenen Kleider nur den Arbeiterinnen, die eine Nähmaschine zu Hause hatten und forderte dafür einen Anmeldeschein, der vom Polizeikommissar unterzeichnet sein mußte.

Ich kam sehr vergnügt heim, obwohl ich weder den Meldezettel, noch die Nähmaschine besaß. Ich wußte, Frau Dalignac würde es nicht ablehnen, mir die Maschine aus dem Atelier zu borgen. Um die frohe Botschaft zu feiern, kochte ich eine gute Milchsuppe für unser Nachtmahl.

XI.

Statt der Antwort, die ich von Frau Dalignac erwartete, kam sie selbst. Ihr Gesicht war gütig wie immer, aber ihre Stirn schien von schweren, düsteren Sorgen verhangen.

Sie wollte ihren Mann bis zu seiner Genesung in den Pyrenäen lassen, doch dazu brauchte man Geld, und deshalb war sie zurückgekommen, um es hier zu verdienen.

Man hätte meinen können, sie sei zu mir gekommen, um die Nähmaschine auszuborgen. Sie machte sich ganz schmächtig, als fürchtete sie, zu viel Platz in meinem Zimmer einzunehmen, und mit großer Schüchternheit in ihrer Stimme sagte sie zu mir:

— Sie können in der Werkstatt arbeiten, und wenn Sie damit einverstanden sind, arbeite ich mit Ihnen, bis wieder die Bestellungen meiner Kundinnen einlaufen.

Schon am nächsten Tag waren wir an der Arbeit. Frau Dalignac hatte überhaupt keine Vorstellung von billiger Konfektionsarbeit, und ihr Staunen wuchs, als sie sah, daß ich ein Kinderkleid, ohne Heftfäden oder irgendeiner andern Vorarbeit, vollständig mit der Maschine nähte, doch ihr Erstaunen verwandelte sich beinahe in Entsetzen, als sie hörte, daß ich bei dieser Arbeit täglich nicht mehr als zwei Franken verdiente.

Für mich war das nichts Neues. Als ich bei meiner Ankunft in Paris um jeden Preis mir mein Brot verdienen mußte, war ich gezwungen gewesen, jede Schneiderarbeit anzunehmen, die sich mir bot. Durch die Konfektionsarbeit für die großen Warenhäuser war ich so eine geschickte Maschinennäherin geworden, aber ob ich nun Kleidungsstücke für Männer, für Frauen oder für Kinder nähte, mein Verdienst war immer derselbe geblieben.

Ich erklärte das Frau Dalignac. Ich erzählte ihr, wie gewisse Unternehmer gut verdienten, indem sie außer dem Hause Hunderte und abermals Hunderte von Kleidungsstücken anfertigen ließen. Ich nannte ihr die großen Geschäfte in der Rue du Sentier, wo man die eigenen Modelle hintrug und mit ganzen Wagenladungen von Stoffen zurückkam, wenn ein Modell gefallen hatte.

Sie hörte mir aufmerksam zu, und diese neue Arbeit erschien ihr bald als ein Gewerbe, in dem ihr Mann ohne große Anstrengung beschäftigt werden konnte. Sie überlegte sich alles reiflich, und als sie hörte, daß die Engrosgeschäfte an bestimmten Tagen zahlten und sie nicht mehr gezwungen wäre, ihrer säumigen Kundschaft vergeblich die Rechnungen vorzulegen, beschloß sie, einige schöne Modelle zu entwerfen, die sie sofort in die Rue du Sentier trug.

Sie kehrte ein wenig enttäuscht über die geringen Preise, die man ihr angeboten hatte, von dort zurück. Sie hatte aber zwölf Aufträge von der Firma Quibu erhalten, die sie sofort zuschnitt. Und am Abend konnten wir feststellen, daß unser Verdienst sich bei dieser Arbeit um das Doppelte erhöhen würde.

Das gab uns großen Mut und machte uns sehr froh. Frau Dalignac fand ihr frisches Lachen wieder, und mir war, als hörte ich den Meister sagen: „Meine Frau lacht sehr schön."

Die Firma Quibu war eine der bedeutendsten in der Rue du Sentier. Der zweite Auftrag war daher so groß, daß man die früheren Arbeiterinnen zurückrufen mußte und noch neue aufnahm.

Bulldogge war mit dieser Veränderung nicht zufrieden. Sie fürchtete für ihre feinen Hände, als sie aber begriffen hatte, daß die Stückarbeit ihr mehr zu verdienen gab, je mehr sie arbeitete, murrte sie nicht weiter und sprach nicht mehr davon, zu einer anderen Schneiderin gehen zu wollen.

Bergeounette, die sich in allen Schneiderarbeiten gut auskannte, gab Ratschläge. Nach ihrer Meinung war es besser, möglichst viele Arbeiterinnen in der Werkstatt zu beschäftigen, da man dann ihre Arbeit leichter überwachen konnte. Doch brauchte man dazu Maschinen. Sie kannte einen jüdischen Händler, der auf Kredit verkaufte, und sie bot an, ihn mitzubringen.

Dieser Händler war ein junger Mann, der aber eher einem alten ähnlich war. Er sah Frau Dalignac an, dann setzte er sich und bat sie, klar zu sagen, was sie wünsche.

Und während wir alle schwiegen, hörte man folgendes Gespräch:

— Ich möchte drei Nähmaschinen haben.
— Ja Madame.
— Ganz neue.
— Ja Madame.
— Sie müssen mir Zeit lassen um sie zu bezahlen.
— Ja Madame.

Der Ton des Händlers war voller Ehrerbietung, er schloß die Augen und verneigte sich mit dem Oberkörper bei jeder Antwort.

Frau Dalignac erkundigte sich weder nach dem Preis der Maschinen, noch nach den Zahlungsbedingungen. Sie sagte nur, als sich der Jude erhob, um fortzugehen:

— Ich werde vielleicht nicht regelmäßig zahlen, aber ich werde bestimmt zahlen.

Der Händler hob lächelnd beide Hände, um sein volles Vertrauen zu bekunden, und bevor er ging, grüßte er so tief, daß eine Haarsträhne über seine Stirne fiel und wie ein Quast hin und her schaukelte.

Die Maschinen wurden noch am selben Tag geliefert

Briefe aus dem befreiten Holland

Eine in Holland verheiratete junge Schweizerin schreibt nach der Befreiung an ihre Mutter in der Schweiz Briefe, die für uns alle von größtem Interesse sind und uns aus der Feder einer vielen von uns von Kind an gekannten jungen Frau Einblicke tun lassen in das Erleben und das schwere Schicksal dieses tapferen Volkes während der deutschen Besetzung. Wir danken ihrer Mutter, daß sie dem Schweiz. Frauenblatt diese Briefe zur Verfügung stellt. (Die Redaktion)

I.

21. Mai 1945

Wie habe ich diesen Moment lange ersehnt, leider kann es noch kein sehr ausführlicher Brief sein, da darauf gewartet wird, aber ich bin überglücklich, Dir ein Lebenszeichen schicken zu können: ich kann noch gar nicht glauben, daß der Brief nicht durch deutsche Zensur geht! Ueberhaupt haben wir uns noch immer nicht ganz an die Freiheit gewöhnt, nur langsam kommen wir vom Schrecken los, und begreifen, daß wir wieder alles dürfen, daß keine Männer mehr weggeschleppt, keine Fahrräder weggenommen, keine Lebensmittel beschlagnahmt werden; keine Haussuchungen mehr, man kann wieder alles sagen, illegale Zeitungen sind plötzlich legal, man muß nichts mehr verstecken, man darf alles wieder laut sagen. Es ist gar nicht einfach, sich so rasch wieder umzustellen. Unsere Befreiung kam, als die Not am höchsten war, es hätte nicht mehr länger dauern dürfen.

Was für ein Unterschied: die Deutschen, die uns noch das Allernötigste wegnahmen — und die Alliierten, die nicht nur für sich selbst, sondern auch für uns alles mitbringen. Es war ein böser Winter, die Not nicht zu beschreiben, wie durch ein Wunder sind wir durch alles gerollt. Auf die Karten (Bonnen) erhielten wir noch 310 Kalorien, und Gemüse war seit Weihnachten unerhältlich. Ende letzten Jahres waren unsere Kartoffeln aufgebraucht, da gelang es mir, durch einen Schüler meines Mannes, gegen einen Wintermantel und etwas Unterwäsche ca. 100 Kilo einzutauschen. 100 Kilo für 8 Personen, aber bis im März aßen wir eine Menge von Tulpenzwiebeln, das hat uns gerettet; ich bin den ganzen Winter jede Woche bis zweimal aufs Land gegangen, das hat uns gerettet. Oft kam ich mehr tot als lebendig heim, die Räder sehen traurig aus, oft hatte ich Pech mit den Pneus, unterwegs wird nirgends repariert, da gings zu Fuß oder mit leerem Pneu weiter. Mein Mann konnte da nicht helfen. Für Männer unter 40 Jahren war es zu gefährlich, auszugehen; später bekam er einen Ausweis und konnte dann auch helfen Essen anzuschleppen. Wir haben von vielen Seiten Hilfe gehabt, sonst wäre es nicht gegangen. Während unserer Gefangenschaft haben uns die Moffen (die Deutschen) alle Kerzen gestohlen. Aber das Schlimmste vom letzten Winter waren die Raketen nach England, eine Erfindung des Teufels. Sie wurden an der Peripherie der Stadt abgeschossen, machten einen entsetzlichen Lärm, viele sind hier „mißglückt" und haben in der Stadt viel geschadet. Besonders nachts war es schrecklich, wir krochen dann immer ganz unter die Decke — denn schon durch den Luftdruck allein sind viele Opfer gefallen. Wir sind mit Glasschaden davongekommen, zum Glück nicht im einzig heizbaren Zimmer.

Unsere Stadt ist arg mitgenommen, aber jetzt atmet alles wieder auf, man hört wieder lachen und singen, es ist viel Verkehr auf den Straßen, alle Straßenbefestigungen der Moffen sind verschwunden, denn die Canadesen brauchen keine Angst vor uns zu haben. Morgen hoffen wir auf den Besuch der königlichen Familie in unserer Stadt. Unvergeßlich ist der Einzug der Prinzeß Irene-Brigade, ganz besonders weil es unsere eigenen Soldaten waren, die als erste ihren Einzug hielten. Es gibt soviel Schönes und soviel Trauriges zu erzählen, es dreht sich uns noch alles im Kopf und muß sich noch ordnen. Es ging alles so rasch aufeinander, daß man nichts mehr verdauen konnte. — Auch ist man körperlich zu müde durch die Anstrengungen des täglichen Lebens, müde, aber gesund und munter.

Am bewußten 4. Mai hättet ihr hier sein müssen. Wir kamen um 9 Uhr abends heim (länger aus war verboten) als plötzlich ein Hurrageschrei von der Straße tönte: „We syn vrij" — Wir sind frei— alles stürmte auf die Straße und umarmte sich. Es war merkwürdig, wo doch niemand mehr Radio hatte! Am Morgen, punkt 8 Uhr, wurden alle Flaggen gehißt, seither ist hier stets Feststimmung. Zu komisch: das alles, während die Moffen noch hier sind, die konnten nichts tun und mußten alles mitansehen Sie, die hier über die ganze Zeit wie Luft behandelt wurden, mußten mit ansehen, wie die Canadesen hier mit Jubel empfangen wurden und wie die holländischen Nazis verhaftet wurden! Und all die Leute, die jahrelang die besten Holländer arretiert und verurteilt haben, sitzen nun hinter Schloß und Riegel.

Was für ein himmelweiter Unterschied zwischen den Moffen und den Alliierten, kein arrogantes Auftreten, kein Anschnauzen mehr. Und nur schon fürs Auge: die Canadesen sehen alle so gesund, braun gebrannt und sportlich aus und haben nicht die teles carrees und diese Spechhälse der Deutschen. Ihr macht euch keinen Begriff, was man für Geschichten zu hören bekommt. Jahrelang Untergetauchte kommen wieder zum Vorschein, unglaubliche Geschichten haben sich abgespielt — das ist jetzt alles vorbei, es ist kaum zu glauben. Wenn nun nur noch unsere Gefangenen und Weggeschleppten wieder zurückkommen. Man hört Schreckliches aus den Konzentrationslagern — aber da seid ihr besser unterrichtet. Das Letzte, was wir an unserem Radio hörten, war Feechs Tod, nachher hatten wir keinen Strom mehr.

In den letzten Wochen ging ich immer als Krankenschwester verkleidet auf die Verproviantierungstouren, da war die Gefahr kleiner, ums Velo zu kommen. Wir haben doch soviel Glück gehabt, ich hoffe immer, daß ihr nicht wußtet, wieviel Gefahren wir stets ausgesetzt waren. Zum Schreiben, selbst wenn Postverbindung gewesen wäre, hatte ich kaum Zeit gehabt; abends konnte ich vor Müdigkeit kaum mehr die Treppen hinauf. Am Anfang des Winters habe ich viel Holz gesucht, sogar einmal einen Baum umgesägt; aber dann wurde mir das zuviel. Zum Glück haben wir keine wasserlose Zeit mehr gehabt, im Parterre war noch Druck — aber auch so genug Schlepperei, da man alles selbst machen mußte.

Vor drei Wochen kamen die ersten Bombenwerfer mit Lebensmitteln. Ganz niedrig flogen sie über die Stadt, alles stand auf den Dächern und winkte, ein unglaublicher Lärm und Jauchzen von allen Seiten; es war der Auftakt für unsere Befreiung. Wir sahen die Pakete fallen, ein imposanter Anblick und können nur staunen über all das Material, das die Alliierten zur Verfügung haben — wie anders als bei den Moffen.

Ist es wahr, daß man in Winterthur demonstriert hat, als das Publikum ins Konzert von Furtwängler ging? Wie haben wir gelacht, als wir dies hörten! Joe war einmal in der Schweiz, niemand wußte davon — aber als sie uns Seife aus Zürich, Lindschocki und ein Paar Schuhsohlen brachte, wußten wir, wo sie war. (Widerstand!). Wir plangen auch wieder für uns, unser eigenes Leben zu leben, aber es kann noch länger gehen, bis wir wieder in unser Haus kommen. Wir sind alle gesund, keine Hungerkranken in der Familie. Aber es ist schrecklich, all die Leute zu sehen, die nicht mehr gehen können, weil die Beine so dick geschwollen sind. Viele alte Leute haben es nicht überlebt, überhaupt sind die Sterbefälle erschreckend gestiegen; kein Wunder bei einer so organisierten Hungersnot.

Jetzt muß der Brief weg, das nächste Mal erzähle ich von unserer Gefangenschaft.

MAISON Edith
BEDIEGENE DAMENBEKLEIDUNG
SCHÖNE BLUSEN, ELEGANT UND PREISWERT
PELZMÄNTEL
FRAU E. C. STUKER, ZÜRICH 1, BLEICHERWEG 6
TELEPHON 273221

Wo stehen wir im Kampf gegen die Tuberkulose?

Von Dr. E. Bachmann, Präsident der Schweiz. Vereinigung gegen die Tuberkulose, Zürich.
(Gekürzt. Die Redaktion.)

Die Tuberkulosebekämpfung, zusammen mit der Behandlung dieser Krankheit, haben in den letzten zwei Jahrzehnten gewaltige Fortschritte erzielt. Die Behandlung konnte vervollständigt und immer schwerere Fälle noch mit Erfolg angegangen werden. Die letzten Statistiken aus der Thurgauisch-Schaffhausischen Heilstätte und aus der Zürcher Heilstätte Clavadel zeigen außerordentlich schöne Resultate.

Die Bekämpfung der Tuberkulose ist nun auch auf dem Lande immer mehr aus dem Stadium der bloßen Wohltätigkeit herausgetreten. Nicht die Hilfe dem Kranken gegenüber, nicht seine Unterstützung mit Nährmitteln usw. sind die ausschlaggebenden Momente, sondern alle Maßnahmen müssen diktiert sein und sich einordnen im Blick auf eine rationelle Seuchenbekämpfung. Dazu gehört vor allem eben nicht nur die Hilfe für den Einzelfall, sondern die Vorsorge für die ganze Umgebung. Auch auf dem Lande sind die ärztlich geleiteten Fürsorgestellen in den meisten Kantonen zur Regel geworden, denn nur sie können diese seuchenbekämpferische Aufgabe restlos erfüllen.

Die Tuberkulosebekämpfung hat durch die Erfahrungen in der Armee einen gewaltigen Ansporn erfahren, namentlich auch in der Beziehung, daß die Behörden unsern Aufgaben in vermehrtem Maße Beachtung schenken, wenn auch leider die Leistungen des Bundes durch das Finanzprogramm 3 ganz erheblich eingeschränkt wurden. Die Abteilung für Sanität im Armeestab arbeitete in den letzten Jahren intensiv zusammen mit der Schweizerischen Vereinigung gegen die Tuberkulose, und alle in der Armee entdeckten Fälle von Tuberkulose wurden ihr zur Abklärung und Untersuchung der gesamten Umgebung des Kranken gemeldet.

Durch die Beobachtungen in der Armee sind wir noch auf einen andern Punkt aufmerksam geworden, der vor dem Kriege keine allzu große Beachtung fand und das ist die Erstinfektion des Erwachsenen. Durch die Errungenschaft eines auf die Erfassung der Tuberkulose errichteten schulärztlichen Dienstes hat sich ergeben, daß in unsern Städten ungefähr jedes zweite Kind mit dem 15. Altersjahr positiv auf Tuberkulin reagiert, während auf dem Lande, je geringer die Wohndichte, diese Prozentzahl entsprechend niedriger ist. Bei der engen Kollektivität im Militärdienst haben sich die Fälle von Erstinfektion im Erwachsenenalter ziemlich oft gezeigt und manche von diesen Fällen sind schwer verlaufen, weil sie nicht über spezifische Abwehrkräfte verfügten, wie dies nach der Erstinfektion im Kindesalter der Fall ist. Das will aber nicht heißen, daß wir etwa direkt wünschen müssen, daß möglichst viele Kinder sich infizieren, um einer möglichen Erstinfektion im Erwachsenenalter zu entgehen Es wäre dies eine absolut falsche Spekulation. Was die systematische Durchleuchtung der gesamten Armee (über eine halbe Million) wiederum deutlich gezeigt hat, das ist die Tatsache, daß die Gefahr für die Ausbreitung der Tuberkulose bei denjenigen Fällen liegt, die ahnungslos mit ihrer Tuberkulose umhergehen, weil sie keinerlei subjektive Beschwerden von ihrem Leiden haben. Von solchen unerkannten ahnungslosen Fällen von offener Tuberkulose sind bei den genannten Armeedurchleuchtungen 395 gefunden worden.

Bis zum Beginn des Weltkrieges war die Tuberkulosesterblichkeit ständig im Sinken begriffen. Sie hat dann bis und mit 1942 einen leichten Anstieg erfahren, ging aber 1943 um mehr zurück, als was sie vorher gestiegen war. Im letzten Jahre allerdings haben wir in der Schweiz rund 100 Todesfälle mehr zu verzeichnen als im Jahre 1943. Es muß aber gesagt werden daß wir mit unsern Kurstationen in der Sterblichkeit belastet werden mit Tuberkulosetodesfällen von Patienten, die aus dem Ausland zur Kur bei uns weilen, und wenn wir dies in Betracht ziehen, dann ist dieser Anstieg nicht von großer Bedeutung. Bis heute hat wohl die mangelhafte Ernährung keinen Anstieg der Morbidität ergeben. Wir können aber nicht wissen, ob dies noch kommen wird mit Rücksicht auf den gegenwärtig wohl niedrigsten Stand unserer Ernährung, kalorienmäßig gemessen.

Die Tuberkulose kostet unser Land im Jahr etwa 18 bis 20 Millionen Franken, ganz abgesehen von den vielen Millionen, die heute noch an Nationalvermögen Jahr für Jahr verloren gehen durch frühzeitigen Tod, langes Siechtum usw.

Wenn die Sterblichkeit an Tuberkulose im ganzen in den letzten 10—15 Jahren vor dem Krieg ständig zurückgegangen ist, wenn durch die Anstrengungen der Tuberkulosebekämpfung und die therapeutischen Erfolge dementsprechend die Patienten nicht mehr an ihrer Tuberkulose, sondern letzten Endes an einer andern Krankheit sterben, so hat sich doch gezeigt, daß sich hinsichtlich der Durchseuchung unsere Bevölkerung innerhalb 40 Jahren nicht viel geändert hat.

Wir sind heute daran, wohl einen vielleicht toten Punkt in der Tuberkulosebekämpfung zu überwinden, nachdem in den letzten zwanzig Jahren ein systematischer Ausbau dessen erfolgte, was in allen Ländern als zweckmäßig und erfolgreich angesehen wurde.

Das Schirmbildverfahren wird uns in die Lage versetzen, in weit höherem Maße und auf viel bequemere Art alle diese unbekannten Infektionsquellen erfassen zu können, um auf diese Art und Weise nicht nur diese Patienten möglichst frühzeitig einer zweckmäßigen Behandlung zuführen zu können, sondern eben die Ausschaltung solcher Infektionsquellen zu erreichen. Damit werden wir einen gewaltigen Schritt vorwärts kommen. Es bedarf aber noch vieler Aufklärung, um der gesamten Bevölkerung dieses Verfahren mundgerecht zu machen und vor allem muß auch dafür gesorgt werden, daß diejenigen, die als krank bezeichnet werden, einer entsprechenden Behandlung zugeführt werden können.

Diese Probleme werden gegenwärtig bei uns lebhaft diskutiert und es bestand ursprünglich die Absicht, auf dem Wege einer Verordnung zum Artikel 8 des Bundesgesetzes für Maßnahmen gegen die Tuberkulose ein ausgedehntes Teilobligatorium einzuführen, aus dem dann das allgemeine Obligatorium herausgewachsen wäre.

Das Schirmbildverfahren würde für diesen Artikel eine einfache Lösung bringen, aber in ihrer letzten Sitzung war die Sanitäts-Direktorenkonferenz der Ansicht, daß für das Schirmbildverfahren ein besonderes Gesetz erforderlich sei. Die Tatsache bleibt aber bestehen, daß wir dieses Verfahren in Anwendung bringen müssen, wenn wir im Kampf gegen die Tuberkulose vorwärts kommen wollen. Es sind im übrigen schon viele tausende solcher Untersuchungen durchgeführt worden und namentlich die großen Kollektivitäten haben der Einführung dieses Verfahrens großes Verständnis entgegengebracht. Es ist aber selbstverständlich, daß das Schirmbildverfahren nur einen Sinn hat, wenn es in kürzern Abständen von 2—3 Jahren wiederholt wird, sonst haben wir wohl eine einmalige Siebung der Bevölkerung, aber die nachfolgenden frischen Erkrankungen entgehen uns doch. Es muß also ein regelrechter Kataster aufgestellt werden, auf den jederzeit zu Vergleichszwecken zurückgegriffen werden kann.

Mit dieser Verbesserung der Erfassungsmöglichkeit und den sich daraus ergebenden Folgerungen stellt sich dann auch die Frage, ob das 1928 in Kraft gesetzte Tuberkulosegesetz noch genügt. Da muß bemerkt werden, daß das Gesetz eigentlich von Anfang an nicht befriedigen konnte. Statt der generellen Anzeigepflicht jeder Tuberkulose wurde diese Meldepflicht verklausuliert, indem es dem Arzt überlassen blieb, ob er eine Tuberkulose als für die Umgebung gefährlich betrachten wollte oder nicht. Diese beschränkte Meldepflicht muß unbedingt verschwinden und wir glauben, daß unsere Aufklärungsarbeit das Publikum soweit vorbereitet hat, daß eine solche allgemeine Anzeigepflicht auch aus referendumspolitischen Gründen ruhig gewagt werden darf. Das Gesetz hat ferner den schulärztlichen Dienst geschaffen und es ist nur zu hoffen, daß er richtig gehandhabt wird, d. h., daß neben den Schülern auch das gesamte Lehrpersonal der Durchleuchtungskontrolle regelmäßig unterzogen wird.

Die große Aufgabe der Zukunft wird diejenige einer allgemeinen Tuberkuloseversicherung sein. Wir haben heute wohl eine Tuberkuloseversicherung, wonach alle großen Krankenkassen und auch kleinere, die in Rückversicherungs-Verbänden zusammengeschlossen sind, ihre Beitragsleistungen bis auf 720 Tage in fünf aufeinanderfolgende Jahre ausdehnen. Diese Beitragsleistungen haben außerordentlich viel Gutes geleistet, aber sie genügen natürlich niemals, um den Patienten aus seiner Not zu befreien. Wohl helfen die Fürsorgestellen mit und ihre Funktion soll wenn immer möglich privaten Charakter beibehalten, aber letzten Endes empfindet mancher Patient auch

Zur gefl. Notiz

Um unliebsame Verspätungen in der Einsendung der Manuskripte, insbesondere für den Vereins-Anzeiger, zu vermeiden, bittet man dringend, die neue Redaktions-Adresse vorzumerken:

Frau El. Studer, St. Georgenstraße 68, Winterthur. Telephon 2 68 69.

Hausfrauen wählen bei kleinen Rationen das Bestel
Ernst's Spezial-Eierteigwaren
sind aus Grieß erster Mahlung mit hohem Ei-Gehalt hergestellt
Netto-Packung 250 g
TEIGWARENFABRIK ROBERT ERNST AG. KRADOLF

Begegnung mit Viveca Lindfors

Schweden ist ein Land, das sich innerhalb kürzester Zeit mit seinem Filmschaffen einen Namen gemacht hat und damit besonders auch in der Schweiz einem warmen Interesse begegnet. „Himmelsspiel" wird wohl vielen unvergeßlich geblieben sein, daneben aber haften noch andere Filme im Gedächtnis — nicht so sehr des Inhaltes und der oft eigenwilligen Kamera wegen, sondern vor allem durch die Darstellerin Viveca Lindfors. Für einen ihrer neuesten Filme werden ein paar Aufnahmen in der Schweiz gedreht, und neben dieser Arbeit wohnte sie in Begleitung ihres Gatten und einiger weiterer prominenter Filmleute als Ehrengast den Internationalen Filmwochen in Lugano bei, nachdem sie auch am Basler Filmkongreß gebührend gefeiert worden war. —

In das überfüllte Luganeser Tram, das über die sonnbeschienenen Straßen der Filmstadt holperte, sprang im letzten Moment ein gehetzter Journalist auf und trat dabei einer eleganten Frau recht empfindlich auf die Füße. Wir gewöhnlichen Frauen pflegen in solchen Fällen zu schimpfen oder wehleidig zu jammern, das Opfer war aber diesmal Viveca Lindfors, die von ihrer Arbeit vor der Kamera ins Hotel zurückkehrte. Auf die gestotterte Entschuldigung des Journalisten hin hob sie die uniformige schwarze Brille von den ausdrucksvollen und etwas tiefliegenden Augen und lächelte versöhnlich den Missetäter an. An diesem Lächeln erkannten wir Viveca Lindfors, die wir eben im Hotelgarten hatten überfallen wollen. Sie trug einen einfachen weißleinenen Rock und einen rotweiß gestreiften Kittel — unsere Landesfarben, nicht wahr, bemerkte sie lächelnd. Im Garten ihres Hotels stellte sie sich auf unsere Bitten hin zuvorkommend vor die knipsbereite Kamera, ungeachtet der prallen Sonne, die in ihren schönen, rötlich schimmernden Haaren spielte.

Daraufhin setzten wir uns in den kühlen Schatten der Hotelterrasse, die den bezaubernden Blick auf den Ceresio freigibt und zu Ehren der illustren Gäste aus dem Ausland mit den schönsten Blumen geschmückt worden war. Aus dem sich nun entspinnenden Gespräch, das sich neben Filmangelegenheiten auch um Kindererziehung und Rationierungsmarken drehte, seien hier ein paar Bemerkungen der Schwedin festgehalten, die allgemeines Interesse finden könnten:

„Nein, ich bin zum ersten Male in der Schweiz. Zwar hatte mein Mann während des Krieges mehrmals geschäftlich hier zu tun, für mich aber ist die Schweiz etwas ganz Neues, etwas — Wundervolles. Wir Schweden, die wir in einem viel herberen Klima leben — können wir doch in gewissen Teilen des Landes im Juli in den Wäldern Skilaufen — empfinden das milde Klima der Ostschweiz und die südliche Wärme des Tessins als etwas ganz Ungewohntes und Fremdartiges. Darum genießen wir die paar Tage hier unten auch so richtig, trotzdem wir ja, wie Sie wissen, nicht nur zum Ferienmachen hergekommen sind."

„Meine Zukunftspläne? Nun ja, die liegen noch etwas im Ungewissen. Nach Kriegsende haben sich allerhand neue Möglichkeiten aufgetan, über die ich mir noch nicht ganz im Klaren bin. Gegenwärtig verhandeln wir in London und Paris für eine eventuelle Uebersiedlung nach den USA., wo mir die Metro-Goldwyn-Mayer einen Vertrag nach Hollywood angeboten haben. Ob ich ihn annehmen will, weiß ich, wie gesagt, noch nicht. Das wird sich erst in den nächsten Tagen zeigen, wenn die Verhandlungen weiter gediehen sind. Vorderhand bleibt mir in Schweden noch Arbeit genug. Auch liegt mir der schwedische Film sehr am Herzen, und es wäre eine Uebermindung für mich, meine Heimat verlassen zu müssen. Ich möchte sehr gerne noch weiter Filme für Schweden schaffen helfen."

„Daß die schwedischen Filme in der Schweiz so gute Aufnahme gefunden haben, hat mich natürlich sehr gefreut. Ich kann Ihnen aber sagen, daß dies auf Gegenseitigkeit beruht, denn auch die schweizerischen Filme stoßen in Schweden auf großes Interesse. Beide Länder sind ja noch Anfänger in der Schule des Films und können gerade daher viel voneinander lernen, auch ist die politische Situation ähnlich... Leider haben wir aber noch nicht sehr viel Schweizer Filme gesehen. „Die letzte Chance" gefiel aber ganz außerordentlich, nicht nur um ihrer menschlichen Haltung willen, sondern auch in der Technik scheint mir ein nennenswerter Fortschritt zu bestehen. Ich bin überzeugt, daß dem Schweizer Film noch eine bedeutende Zukunft bevorsteht, wenn er auf diesem Wege weiter geführt wird und sich selber treu bleibt"

Damit ist unser kurzes Gespräch zu Ende, und wir kehren zu den übrigen Mitgliedern der schwedischen Gruppe zurück, unter der sich auch Rune Lindström, der Schöpfer des bemerkenswertesten der in Lugano gezeigten Filme befindet. Dieser Film betitelt sich „Das Wort" und dürfte dem Schweizer Publikum einen neuen und willkommenen Beweis des schwedischen Filmschaffens bringen.

Gastliche Schweiz

Begeistert pflegen Schweizer, die im Ausland lebten, von fremder Gastfreundschaft zu erzählen, die sie vorab in romanischen, slavischen, aber auch nordischen Ländern genossen. Sie rühmen die schöne Selbstverständlichkeit, mit der dort die Menschen auch einen ihnen kaum Bekannten zu Tische bitten, bereit, mit ihm zu teilen, selbst das Wenige. Nun ist die Reihe an uns Schweizern, gastfrei zu sein. Es gab eine Zeit, da harrten viele hundert Freiplätze der kriegsgeschädigten Kinder, die nicht in unser Land einreisen konnten. Heute ist es umgekehrt: Hunderte von Buben und Mädchen aus heimgesuchtem Land warten auf Schweizer Freiplätze, an denen es bedenklich mangelt. Denn noch immer brauchen diese Kinder unsere Gastfreundschaft. Die jungen Wesen, denen der Krieg oft Vater, Mutter, Gesundheit, immer aber jenes Stück Kindsein raubte, auf das sie Anrecht hatten, sehen ja nur scheinbar gut aus. Der Arzt betrachtet diese Kinder mit andern Augen, stellt an ihnen Entwicklungsrückstand, Blutarmut, Tuberkulosegefährdung fest. Zudem leben viele dieser kleinen Kriegsopfer in unbeschreiblichen Wohnverhältnissen, durch die sie sittlich und leiblich Schaden nehmen können. Und da ist noch eines: die Kinder in kriegsgeschädigtem Land sind umgeben von einer Lebensluft des Hasses, des Mißtrauens, der Vergeltungssucht, der Unruhe. Holen wir sie für eine glückhafte Spanne Zeit heraus in ein Leben der Ordnung, der Ruhe, des Wohlmeinens. Zur „gastlichen Schweiz" auf Hotelplakaten gesellte sich die gastliche Schweiz der offenen Türen und Herzen.

die Leistungen der Fürsorgestelle als ein Almosen, wenn er auch durch unsere Unterstützung um die Hilfe der öffentlichen Hand herumkommt. Und wenn letzten Endes die Kuren noch finanziert werden können, so ist für die Familie noch nicht gesorgt. Das Problem der Tuberkuloseversicherung wird langsam reifen, aber es wird ganz sicher kommen.

Die Patienten selbst mit ihren Organisationen fordern mit Nachdruck diese allgemeine Versicherung. Sie gehen allerdings so weit, daß sie selber keinerlei Leistungen in Form von Prämienzahlungen aufbringen wollen. Sie stehen auf dem Standpunkt, daß der Staat für den Kranken und seine Familie, bzw. für die Allgemeinheit restlos aufzukommen hat. Wir glauben aber nicht, daß dies eine glückliche Lösung darstellt, sondern sind eher der Ansicht, daß durch eine bescheidene Prämienzahlung der Patient an diesem Werk mittragen und damit auch eine gewisse Verantwortung übernehmen soll. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn dieses Problem gelöst wird, wir in ganz anderer Weise und mit einem großen Gefühl der Erleichterung an unsere vielseitigen Aufgaben herantreten können.

Es sind drei Aufgaben, die uns die Zukunft stellt, das ist die möglichst hohe Zahl der Erfassungen von Krankheitsfällen durch das Schirmbildverfahren, oder mit der Durchleuchtung, die Sicherstellung der Kranken und ihrer Familie durch ein entsprechendes Versicherungswerk und die Lösung der Nachfürsorge bei den Heilstättenentlassenen, damit ihnen ein Existenzminimum garantiert wird mit einem Erwerb, der den Belastungsmöglichkeiten des erkrankt gewesenen entspricht.

Es würde den Rahmen dieses Artikels überschreiten, wollten wir auf diese Aufgaben im Detail eingehen. Sicher ist nur, daß damit das gegenwärtige Tuberkulosegesetz sich erübrigt und ein neues, besseres geschaffen werden muß. Mit der Tuberkuloseversicherung wird wenigstens in einzelnen Punkten die große Schwierigkeit des Legiferierens auf sozialem Boden überwunden, die darin besteht, daß die Kantone innerhalb eines bundesgesetzlichen Rahmens ihre Selbständigkeit bewahren und alle Forderungen, die ein Bundesgesetz aufstellt, fromme Wünsche bleiben, wenn die zuständigen kantonalen Behörden aus irgend einem Grunde sich passiv verhalten.

Besteht eine Pflicht zur Führung einer Buchhaltung?

Es ist noch vielen Geschäftsleuten und besonders uns Frauen nicht bekannt, daß das schweizerische Strafgesetzbuch, das seit 1. Januar 1942 in Kraft ist, denjenigen mit Strafe bedroht, der vorsätzlich oder fahrlässig der gesetzlichen Pflicht, Geschäftsbücher ordnungsgemäß zu führen, nicht nachkommt. Nach den gesetzlichen Vorschriften ist nämlich jeder Geschäftsmann, dessen jährliche Bruttoeinnahme die Summe von 25.000 Fr. erreicht, verpflichtet, sich in das Handelsregister eintragen zu lassen. Es kommt demnach bei der Prüfung der Frage, wer gesetzlich zur ordnungsmäßigen Buchführung verpflichtet sei, nicht darauf an, ob einer im Handelsregister eingetragen sei oder nicht, sondern entscheidend ist, ob er, gestützt auf seine jährliche Bruttoeinnahme, verpflichtet wäre, sich in das Handelsregister eintragen zu lassen. Erreicht seine jährliche Bruttoeinnahme die Summe von 25.000 Fr., so finden auf ihn die gesetzlichen Vorschriften über die Pflicht zur ordnungsgemäßen Buchführung Anwendung, selbst wenn er im Handelsregister nicht — oder noch nicht — eingetragen ist. Der Buchführungspflichtige hat grundsätzlich diejenigen Bücher zu führen, die nach Art und Umfang seines Geschäftes nötig sind, um die Vermögenslage des Geschäftes und die mit dem Geschäftsbetrieb zusammenhängenden Schuld- und Forderungsverhältnisse, sowie die Betriebsergebnisse der einzelnen Geschäftsjahre festzustellen. Es ist demnach auch alljährlich auf einen bestimmten Stichtag — meistens auf den 31. Dezember — ein genaues Inventar aufzunehmen. Wer diesen Bestimmungen nicht nachkommt, muß eine strafrechtliche Verfolgung riskieren, und es wird deshalb auf die Folgen einer mangelhaften Buchführung nachdrücklich hingewiesen.

Aber auch für diejenigen Betriebe, die dieser gesetzlichen Buchführungspflicht nicht unterstellt sind, ist eine geordnete Buchhaltung unerläßlich, denn nur diese bildet die Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung jedes, auch des kleinsten Unternehmens.

Am meisten wirkt sich der Mangel einer richtigen, zuverlässigen Buchhaltung aus in Steuerangelegenheiten, und manche Geschäftsfrau wird nur deshalb zu hoch eingeschätzt, weil sie nicht in der Lage ist, nachzuweisen, wie viel oder wie wenig Reingewinn ihr Geschäft abgeworfen hat. Die Steuerbeamten und auch andere zur Beratung herbeigezogene Instanzen machen denn auch immer wieder die Erfahrung, daß in Handwerker- und Gewerbekreisen und nicht zuletzt auch im Frauengewerbe der Buchhaltung noch viel zu wenig Interesse entgegengebracht wird.

Eingelaufene Jahresberichte

Der Geschäftsbericht für 1944 der Propagandazentrale für Erzeugnisse der schweizerischen Landwirtschaft gibt ein lebendiges Bild von einer vielseitigen Tätigkeit. Interessante Zahlen dokumentieren die Resultate des Mehranbaus, wobei man erfährt, daß z. B. 90 000 Hektaren mit Kartoffeln bepflanzt wurden und der Verbrauch an Kartoffeln pro Kopf der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung mit zirka 150 Kilo angenommen werden kann, gegenüber 60—65 Kilo vor dem Krieg. Als Bedarf für die menschliche Ernährung wurde von der doppelt so großen Ernte 80 000 Wagenladungen, oder 25 000—bis 30 000 Wagenladungen mehr gebraucht als in Friedenszeiten. — Interessant sind die Anstrengungen der Propagandazentrale zur Verwertung der großen Obsternte als Frischobst, „Süßen Most ab der Presse", Süßmost, Obstwein und Konzentratfabrikation Tafeltrauben-Aktion, Aufklärung und Propaganda in allen Gebieten des Obstbaus und Gemüsebaus kennzeichnen die fruchtbare Tätigkeit der Propagandazentrale und machen ihre Arbeit wertvoll.

Im 7. Jahresbericht für Flüchtlingshilfe lesen wir von viel aufopfernder Arbeit, viel materieller Unterstützung, viel seelischer, stiller Hingabe und viel Sorge um die finanzielle Unterlage, die das Werk haben muß, um seine segensreiche Arbeit weiterführen zu können. Die Lage der Emigranten und Flüchtlinge und auch der Internierten ist überall noch so unabgeklärt, daß die Arbeit vorläufig weitergehen muß, und der Arbeitsausschuß dringlich um Hilfe und weitere Treue um das Werk bittet.

Die Vereinigung weiblicher Geschäftsangestellten der Stadt Bern legt ihren XXXII. Jahresbericht vor. Sekretariat und Stellenvermittlung melden günstige Lage auf dem Arbeitsmarkt: 221 Dienstangebote stehen 661 Stellenangeboten gegenüber, wobei 190 Besetzungen vermittelt werden konnten. Das Sekretariat wird nicht nur zur Stellenvermittlung benützt, sondern von den Arbeitgebern auch sehr oft über Neuregelung der Ferien- und Lohnverhältnisse, wegen Lohnzahlungspflicht in Krankheitsfällen oder Differenzen mit dem Personal um Rat befragt. Verschiedene Unterabteilungen, wie Gesangssektion, Rechtsauskunftsstelle, Bibliothek, Hilfskasse, Vereinszeitung u. a. m. haben fleißig gearbeitet, standespolitische Fragen wurden behandelt, der Verkehr mit andern Vereinen gepflegt und alles getan, um einerseits die Tüchtigkeit der Angestellten und anderseits ihre Arbeitsbedingungen und ihre Stellung zu verbessern. Am 31. Dezember betrug der Bestand der Aktivmitglieder 325.

Ein Jubiläum

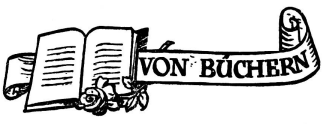
Vor fünfzig Jahren, als Haushaltungsschulen noch gar nicht so allgemein üblich waren, hat der Arzt Dr. Schwab in St. Imier gemeinsam mit Mme. Ernest Francillon die Initiative zur Schaffung eines derartigen Unternehmens ergriffen. Die Oekonomisch-Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Bern, die schon vorher als erste im Kanton Bern die Haushaltungsschule Worb ins Leben gerufen hatte, nahm den Gedanken auf und gründete im Jahr 1895 die Haushaltungsschule „Le Printemps" in St. Imier mit der Absicht, jungen Töchtern aus der deutschen Schweiz neben der gründlichen Erlernung der französischen Sprache, auch tüchtige Kenntnisse in der Hauswirtschaft zu übermitteln. Mit 25 jungen Mädchen hat das Etablissement am 5. Mai 1895 unter der Leitung von Mlle. Esther Meyrat seine Tätigkeit begonnen. Heute zählt das blühende Unternehmen meist 30 Schülerinnen.

Welches Ansehen die Schule in der Gemeinde St. Imier genießt, wie sie auch bei den Behörden geschätzt ist, davon legte die schöne Jubiläumsfeier am 1. September beredtes Zeugnis ab. Staat und Gemeinde hatten Vertreter gesandt. Vom Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit war Frau Aellig anwesend, auch Herr Schulinspektor Baumgartner, Biel, der jeweils an den Examen der Schule teilnimmt, war anwesend. Lob, Dank und Anerkennung wurde sowohl dem Komitee, das der Schule zur Seite steht, wie seiner Vorsteherin zuteil. Das Komitee arbeitet seit 18 Jahren unter dem hingebenden Präsidium von Mme. Nicolet-Droz. Sie betonte in ihrer sympathischen Begrüßungsansprache die Gnade, daß die Geburtstagsfeier der Schule im Frieden stattfinden durfte und begrüßte ganz besonders die hochbetagte Mitbegründerin und langjährige gewesene Präsidentin, Mme. Ernest Girard, die in geistiger Frische an der Feier teilnahm. Die Schule selbst wird seit 5 Jahren von Mlle. M. L. Peter tatkräftig geleitet. Aber mütterlich zur Seite ist ihr die gewesene langjährige Vorsteherin, Mlle. Du Bois, geblieben, die auch heute noch Stunden erteilt. Sie wirken gemeinsam mit den verschiedenen Lehrkräften, um den Schülerinnen das treffliche Rüstzeug zu vermitteln, das sie zu tüchtigen Hausfrauen und Müttern werden läßt. Und daß dabei die jugendliche Fröhlichkeit nicht zu kurz kommt, das sah man an den frohen Gesichtern und hörte es aus den frisch gesungenen Liedern der Schülerinnen. G. L.

Wieviel weniger Sorgen

hätten Sie, wenn Sie uns Ihre Wertschriften zur Aufbewahrung und Kontrolle übergeben würden! Ein freies Depot kostet jährlich pro Fr. 1000.— nur 60 Rp. min. Fr. 3.— Verwaltungsgebühren.

SCHWEIZERISCHE VOLKSBANK



Der Knabe mit der Schalmei. Martha Niggli. Büchergilde Gutenberg, Zürich.

Der Knabe Theodor Thomas ist der Sohn des Organisten in einem kleinen Dorf, ein sehr musikalisches Kind, das mit seiner Schalmei immer unbewußt Gutes weckt und Böses verhütet, wo immer es spielt. Diese zauberhafte Gabe bleibt ihm bis zum Schulantritt, mit dem seine Mission erfüllt scheint. Dann wirft der Knabe seine Schalmei in den Fluß und wird ein Kind „wie alle andern". —

Martha Niggli hat mit diesem subtilen Thema etwas versucht, das vielleicht Wiechert hätte gestalten können, das uns aber aus der Feder der beliebten Volksschriftstellerin von knapp ertragbarer Gefühlseligkeit erscheint. Da an sich realistische Schilderung der Haupthandlung, von der aus viele Nebenschicksale abgeleitet werden, wirkt immer irgendwie unsicher, sobald der Sprung vom Realen ins Uebersinnliche, göttlich Musikalische, gewagt werden muß. Am besten sind, wie das ja die Stärke der Autorin ist, einzelne Charaktere des Dorfes aus dem täglichen Leben getroffen, und so handeln hier wieder einmal die Statisten glaubhafter als die Schauspieler selbst, samt ihrem Helden Theodor Thomas mit der Schalmei. uhu.

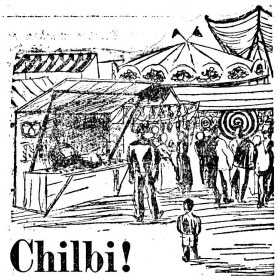
Chüeris Wanderjahre und sein Tusculum. Hans Schwarz. Rascher Verlag, Zürich.

Der beliebte Reiseschriftsteller Hans Schwarz erzählt hier die Wanderungen des Berner Sennenhundes Chüeri, der ihn und seine Pferde auf seinen Reisen begleitete. Chüeri besteht wirklich Abenteuer aller Art, er zieht durchs Tirol und nach Ungarn, wo er eine ganze Regimentsküche durcheinander bringt, nach Stambul und in dessen alten Bazar, der durch ihn in große Verwirrung gerät, und in Jugoslawien darf er sogar im Appartement der Königin schlafen. Zum Tusculum wird ihm dann die Schweiz, wo er von der kleinen Toni verhätschelt wird und sich von seinen Strapazen erholen kann. —

Wer die Bücher von Hans Schwarz liebt, wird sicher auch an diesem seine Freude haben, selbst wenn es ausnahmsweise einmal nicht von Pferden, sondern von einem schönen und anhänglichen Sennenhund handelt, dessen Photographien aus den verschiedensten Lebensaltern dem schmuck ausgestatteten Bande beigegeben sind. uhu.

Arm und reich. Maria Ulrich. Büchergilde Gutenberg Zürich.

In einem Dorf der Innerschweiz leben Bauern und Fabrikarbeiter, verweben sich die Schicksale. Die Heldin des Romanes ist die zarte Bauerntochter Johanna, ein Mädchen, das Dante liest und die Alias kennt und eine reine Liebe zum Studenten Egid im Herzen trägt. Der beiden Lebenswege aber führen nicht zusammen, und Johanna, die sich so sehr Beständigkeit und schützende Ruhe wünschte, heiratet den Musiker Paul, einen unbeständigen und künstlerisch ruhelosen Menschen, der als Findelkind im Dorfe aufgezogen wurde. (— Warum eigentlich, fragt sich der Leser, denn die große Seelenstärke der Heldin hat sie ganz anderes Unglück ertragen lassen als die scheinbare Vernachlässigung von Seiten des Jugendfreundes Egid.) Um die Hauptgestalten rankt sich das farbig geschilderte Leben der übrigen Dorfbewohner: die um ihrer Liebe willen sündigende Faustine, die alte Kartenschlägerin Hulda, und Seperine, die den Nachbarinnen böswillig die schönsten Blumen knickt. Das Schriftdeutsch der Verfasserin ist reich mit kernigen Dialektausdrücken durchsetzt, und das Buch selbst wird wohl um seiner ganzen weltanschaulichen Haltung willen eher von Katholiken gelesen werden. uhu.



Chilbi!

In einem Dorf des schweizerischen Mittellandes ist Chilbi. Karussells, Schaubuden, Schießstände, Lebkuchen, türkischer Honig . . . markerschütternd ertönt die Melodie über den Platz: «Und das elektrische Klavier, es klimpert leise . . .»

Die Familie hat zu Mittag gegessen. Der kleine Hansli und das Gritli müden am Vater herum wegen einem «Füfzgi»; sie möchten gerne ins Dorf, an die Chilbi. «Nein», sagt der Vater, «allein geht ihr mir nicht hin — ich komme mit!»

Also trollen sich die drei von dannen, alle im Sonntagsstaat — zufrieden der Vater, glücklich die Kinder.

Eine halbe Stunde später ist unsere Familie in tiefstem Schmerz, im ganzen Dorf die Freude an der Chilbi dahin.

Was war geschehen?

Der Vater und seine beiden Kinder stehen vor dem Schießstand; das Schießen interessiert sie am meisten, wie sich das für junge und ältere Eidgenossen gehört. Am Schießstand selbst herrscht ein ziemliches Gedränge und dem Ruf des Fräuleins mit den Platinhaaren «Schüßed die Herre?» wird eifrig Folge geleistet; herunter fallen die Tonpfeifen und in tausend Stücke zerspringen die auf dem Wasserstrahl tanzenden Glaskugeln.

Da plötzlich zuckt das kleine Mädchen zusammen, fährt mit dem linken Händchen nach Vaters starker Hand, mit dem rechten Händchen nach seinem Auge. Der Vater beugt sich herab: das Auge seines Töchterleins ist verloren! Von einem Bolzen keine Spur! Der wurde erst nach ein paar Tagen von einem berühmten Augenarzt entdeckt und herausoperiert . . .

Wie war das Unglück geschehen? Hier der genaue Sachverhalt:

Eben hatte ein Schütze seine Punktzahl geschossen, seinen Preis in Empfang genommen und sich zurückgezogen.

Das platinblonde Fräulein hatte das Gewehr wieder geladen und, es waagrecht vor sich hin haltend, ließ seinen Ruf ertönen: «Schüßed die Herre?»

Aus diesem Gewehr nun war der Schuß abgegangen, der unserem kleinen Mädchen das Auge kostete.

Wieso? War das Flobertgewehr von selbst losgegangen? O nein!

Hatte das platinblonde Fräulein am Abzughahn gezogen? O nein!

Was war denn passiert?

Folgendes war passiert:

Unter den Schaulustigen am Schießbudenstand befand sich ein kleines, munteres Büblein, das fürs Leben gerne auch geschossen hätte. Aber wie soll man schießen können, wenn man keine Batzen hat? Und wie soll man Batzen haben, wenn man im Waisenhaus daheim ist? Das Büblein betrachtet das Gewehr, seine Händlein greifen nach dem Gewehr, seine Finger umspannen den Abzughahn — man möchte doch auch einmal probieren! — und los ist der Schuß!

Wen trifft die Schuld? Wo ist da Schuld? Wer kann da noch von Schuld reden bei dieser Häufung von Zufällen?

*

So ist es: auch ohne menschliche Schuld kann das Unglück sich einstellen. Und wenn auch niemand, bei aller Vorsicht nicht, einem ihm vom Schicksal zugedachten Unglück entgehen kann, so kann er sich doch gegen die Folgen des Unglücks finanziell schützen.

Im obigen Fall hatte der Vater des Töchterleins zum Glück eine Kinder-Unfallversicherung abgeschlossen, so daß die beträchtlichen Kosten der Augenoperation von der Versicherungsgesellschaft getragen wurden; dazu zahlte sie eine Entschädigung von Fr. 6000.— für den Verlust des Auges. Wie froh waren die schwergeprüften Eltern über die Leistungen der „Zürich"-Unfall; denn eine Schadenersatzforderung beim Waisenbüblein hätten sie wohl schwerlich geltend machen können.

*

Dieser Fall — einer unter Tausenden! — zeigt: Der Abschluß einer Unfallversicherung ist kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit. Sie ist umso eher eine Notwendigkeit, als bekanntlich ein Unglück selten allein kommt. Man soll deshalb auch nicht den Versicherungsabschluß, wie viele es tun, auf die lange Bank schieben. Man soll sich für den Abschluß Zeit nehmen, wie man sich für das Mittagessen Zeit nimmt!

Der Vertreter der „Zürich"-Unfall verhilft Ihnen zu einer Unfallversicherung, deren Prämien und Leistungen ihren Lebensumständen und Ihrem Einkommen genau angepaßt werden können.

ZÜRICH Unfall

„ZÜRICH" ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Direktion: Zürich 2, Mythenquai 2, Tel. 27 36 10

Personalkonferenz des Schweiz. Verbandes für den Volksdienst

Auf dem Bürgenstock fand, wie jedes Jahr, vom 5. bis 11. September die Personalkonferenz dieses großen, für die Schweiz so segensreich wirkenden Verbandes statt. Aus allen Teilen der Schweiz fanden sich wieder die Leiterinnen des vom S. V. D. geführten Betriebe ein und scharten sich in der so wundervollen Atmosphäre, die alle Zusammenkünfte dieses Verbandes kennzeichnet, um ihre Präsidentin und bewährte Führerin: Frau Dr Else Züblin-Spiller.

Ein sorgfältig zusammengestelltes Programm, mit bedeutenden Referenten aus unserer Volks- und Kriegswirtschaft und einzelnen bekannten Frauen, bot den Anwesenden reiche Belehrung und Anregung. Wir freuen uns, aus einigen dieser Referate ausführliche Auszüge bringen zu können und hoffen, auf diese Weise auch einem weiteren Kreis einige der behandelten Fragen und Probleme zugänglich zu machen.

Eine sorgfältige und sinnvolle Organisation der Tagung in den schönen und gepflegten Hotels des Bürgenstock trägt dazu bei, daß alle Teilnehmer und großzügig geladenen Gäste einige Tage der Entspannung und der geistigen Erfrischung genießen können, in dem, was ein Teilnehmer so bezeichnend den „Geist vom Bürgenstock" nannte.

Eine zeitgemäße Eingabe

Der Vorstand des Bundes Schweizerischer Frauenvereine hat folgende Eingabe an den Bundesrat gerichtet und damit bewiesen, daß die Schweizerfrauen ein offenes Auge für die Notwendigkeiten der Gegenwart haben. Die Redaktion.

Wir machen uns zum Sprecher weiter Volkskreise, wenn wir, wie schon oft in früheren Jahren, an Sie gelangen mit der dringenden Bitte, die vermehrte Besteuerung alkoholischer Getränke erneut zu prüfen. Die Tatsache der enorm hohen Weineinfuhren erfüllt viele einsichtige Schweizer mit tiefer Beunruhigung.

Wir entnehmen der Monatsstatistik des Außenhandels der Schweiz folgende Zahlen in bezug auf den Import von Faßweinen:

Januar 1945	356 264 Liter
Februar 1945	1 449 108 Liter
März 1945	3 026 935 Liter
April 1945	4 709 718 Liter
Mai 1945	6 544 222 Liter
Juni 1945	7 483 300 Liter
Juli 1945	8 104 700 Liter

Mit der Juli-Einfuhr ist die durchschnittliche Monatseinfuhr des letzten Friedensjahres 1938 bereits überschritten.

Wie der Presse mitgeteilt wurde, erklärt sich der hohe Weinimport zum Teil dadurch, daß Spanien und Frankreich die Durchfuhr lebensnotwendiger Waren durch ihr Gebiet davon abhängig machen, daß wir einen Teil ihrer überschüssigen Waren abnehmen. Dieser Umstand aber sollte nach unserer Meinung dadurch kompensiert werden, daß diese Weine fiskalisch belastet werden. Beim gegenwärtigen Stand der Dinge läßt sich dies wohl nur auf dem Wege einer allgemeinen Besteuerung des Weines erzielen. Gegen eine solche kann aber heute nicht mehr das Argument geltend gemacht werden, das 1934/35 gegen die damalige Weinsteuer erhoben wurde, daß nämlich dadurch die Produzenten qualitativ geringerer Schweizerweine zu Schaden kämen. Die Lage ist von Grund aus geändert durch die seither erfolgte Einführung des Weinstatuts, das dem schweizerischen Weinbau die Abnahme von 20 Millionen Liter Wein zu einem angemessenen Preise garantiert. Es ist dies eine Schutzmaßnahme zugunsten des schweizerischen Weinbaus, die der Eidgenossenschaft das moralische Recht gibt, dafür auch den Wein unter gebührender Ausnahme des Eigenverbrauchs des Produzenten zur Fiskalquelle zu gestalten. Dadurch würde die Gefahr eines zu starken Anreizes zu übermäßigem Alkoholkonsum vermindert und der Staat gewänne zudem Mittel für dringend notwendige Sozialaufgaben, wie ja z. B. die Alters- und Hinterbliebenenversicherung solcher vermehrter Finanzquellen unbedingt bedarf.

Mag man sich zur Frage des Alkoholgenusses überhaupt stellen wie man will, wir kommen nicht um die Tatsache herum, daß zu viel von unserm Volksvermögen für Alkohol ausgegeben wird und daß eine Gesundung unserer sozialen Verhältnisse nur dann möglich ist, wenn da abgebaut wird, wo eine Einschränkung ohne Schaden an der Gesundheit und an der Lebenshaltung unseres Volkes möglich ist.

Wir bitten Sie, sehr geehrter Herr Bundespräsident, sehr geehrte Herren, diese unsere Ueberlegungen ernsthaft zu prüfen, und zeichnen mit dem Ausdruck unserer vorzüglichen Hochachtung.

GRANDS MAGASINS JELMOLI S. A. ZÜRICH

Der Erfolg einer beanstandeten Propaganda

Die Tatsache, daß durch Plakate und Klebezettel zum Sammeln des Altpapiers aufgerufen wurde, hat da und dort die Meinung aufkommen lassen, man verwende für Propaganda zu viel von dem Material, das beschafft werden soll. Es ist daher interessant, zu vernehmen, in welchem Verhältnis Aufwand und Ertrag zueinander stehen. Für die Aufrufe wurden bisher 300 Kilogramm Papier benötigt; weitere 180 Kilogramm dienten zur Herstellung von über einer Million Brief-Klebezetteln. Demgegenüber erhöhte sich der Eingang von Altpapier bei den Verbrauchern während der drei Monate der Propaganda um 4 600 000 Kilogramm. Es ist somit fast zehntausendmal mehr Altpapier hereingekommen, als Neupapier für die Werbung verwendet werden mußte.

---

und bald waren ungefähr fünfzehn Arbeiterinnen im Atelier beschäftigt.

Frau Dalignac konnte das Zuschneiden nicht mehr allein bewältigen. Ich half ihr, und wir blieben oft noch sehr spät damit beschäftigt, die Arbeit für den nächsten Tag vorzubereiten. Wir mußten auch den Preis für jedes Modell festsetzen. Das war sehr schwierig. Ich konnte auch nicht viel besser rechnen als die Meisterin, und wir brachten unsere Berechnungen so durcheinander, daß wir über unsere Ungeschicklichkeit laut lachen mußten. Frau Dalignac wurde manchmal mutlos und sagte: — Ach, wenn doch nur ein Mann da wäre! Nach mehreren Versuchen gelang es endlich, die Preise festzusetzen, und das Musterbuch wurde übersichtlich und war leicht nachzuschlagen.

*

Frau Doublé kam wie immer, gegen Ende September zurück. Ihr Gesicht war rot, als sie eintrat, und ihre schwarzen Augen sprühten vor Zorn.

Sie hatte Duretour vor dem Hause getroffen, die ihr schon ohne Umschweife mitgeteilt hatte, daß wir keine Maßkleider mehr arbeiteten.

Als Frau Dalignac ihre Schwägerin erblickte, bekam sie über den Augenbrauen eine tiefe Falte. Sie empfing sie jedoch freundlich und sprach mit ihr in ihrer sanften Art.

Frau Doublés Stimme zitterte, und ihre Augen wanderten hin und her, als wären sie auf der Jagd nach einer Sache, die vor ihr flüchtete.

Sie trat plötzlich ganz dicht an ihre Schwägerin heran und fragte sie:

— Na, und wo bleibe ich?

Frau Dalignac wich ein wenig zurück. Ihr Gesicht nahm einen leidenden Ausdruck an, den sie immer hatte, wenn sie den andern nachgab, und sie antwortete:

— Ich werde versuchen, auch für Sie Modelle zu entwerfen.

Und als Frau Doublé gegangen war, blieb sie noch lange am Tisch sitzen, und ihre Hand zeichnete mechanisch mit der weichen Kreide Linien und Figuren auf den Tisch.

Der Meister wußte nichts von der Veränderung in der Werkstatt. Seine Frau wollte seine Erholung damit nicht stören und ihn erst später davon in Kenntnis setzen. Aber einige Tage nach dem Besuch von Frau Doublé kam er ganz unerwartet zurück.

Er war noch schwach und konnte sich kaum aufrecht halten. Als ihn seine Frau bestürzt befragte, zeigte er ihr einen Brief seiner Schwester.

Es dauerte nicht lange, bis sein Vertrauen wieder hergestellt war.

Er begriff sofort den Vorteil der neuen Arbeitsweise und stellte selbst seine Stickmaschine ganz hinten in eine Ecke der Werkstatt hin.

Die Arbeit kam gut vorwärts, aber die Vertraulichkeit von früher bestand nicht mehr. Es gab oft Streit oder lautes Gelächter, und der Meister wußte nicht mehr, wie er Ruhe schaffen sollte. Die meisten der Neueingestellten gaben zu verstehen, daß sie den nächsten Tag nicht wiederkämen, wenn man sie mit Ermahnungen belästigen würde.

In den Lieferstunden waren alle aufgeregt. Der Meister kontrollierte hastig die angehefteten Lieferzettel und reichte die Kleider der Duretour, die sie zu Paketen ordnete.

Es kam vor, daß ein Lieferzettel vom Warenhaus Samaritaine an einen Mantel vom Kaufhaus Printemps angenäht war. Dann gab es lebhafte Beschuldigungen und Proteste. Niemand wollte daran schuld sein, und Duretour, die es immer weniger liebte, auch nur einen Faden einzufädeln, war gezwungen, den Irrtum auszubessern.

Es kam auch vor, daß ein Knopf abfiel, wenn man nur das Kleidungsstück schüttelte. Dann versuchte der Meister den Lärm zu übertönen und schrie fast verärgert:

— Meine Damen, nähen Sie die Knöpfe so an, daß sie wenigstens von hier bis zum Warenhaus angenäht bleiben...

Diese Stunden lauter Geschäftigkeit gefielen ihm. Inmitten der allgemeinen Unruhe schien er seine Kräfte wiederzufinden. Doch sobald Duretour sich in ihrer mit Paketen überladenen Droschke entfernte, ließ er sich in seinen Liegestuhl fallen und rührte sich nicht mehr.

Frau Dalignac machte sich seinetwegen über den Staub der Wollstoffe Sorgen. Sie hätte es gerne gesehen, wenn er wieder in die Pyrenäen gefahren wäre, aber er wollte davon nichts wissen.

— Ich möchte mich nicht mehr von Dir trennen, sagte er.

Herrn Bon, der ihm den gleichen Rat gegeben hatte, antwortete er eigensinnig:

— Nein, sage ich Ihnen, und dabei bleibt es!

Er sah seiner Frau weiter aufmerksam zu, wenn ihre riesige Schere kreischte und unaufhörlich in die dicken Stoffe hineinbiß.

Unter den neuen Arbeiterinnen war auch Gabielle. Sie sprach ihren Namen selbst ohne „r" aus, und niemand dachte daher daran, sie Gabriele zu rufen. Sie war ein großes, schönes Mädchen, das über alles lachte und flott an der Maschine arbeitete. Ihre Haut war nicht zart, und sie hatte eine grobe Nase, aber ihre Zähne waren so weiß und ihre Lippen so frisch, daß man schnell diese Mängel vergaß. Sie trug die Arme bis zu den Ellenbogen entblößt und ihre Bluse war auf der Brust immer etwas geöffnet.

Sie kam aus den Ardennen und war kaum über 18 Jahre alt.

Sie hatte ihre Eltern wegen eines Auftritts verlassen und lachte jedesmal Tränen, wenn sie darüber sprach.

Die Eltern hatten sie an einen Nachbarn verheiraten wollen, den sie nicht liebte, und Vater und Mutter versuchten, indem jedes sie sich allein vornahm, sie zu dieser Heirat zu überreden. Aber an einem Sonntag sprachen die Eltern gemeinsam mit ihr; die Mutter rühmte die guten Eigenschaften des Bräutigams und prophezeite ihr ein ebensolches Glück, wie sie es selbst seit ihrer Heirat besaß. Und als Gabrielle eigensinnig dabei blieb, immer nur zu antworten, sie liebe den Nachbar nicht, gab ihr der Vater einen Kuß und sagte: „Das macht nichts, mein liebes Kind. Siehst Du, auch ich habe Deine Mutter nur geheiratet, weil sie brav war und etwas Geld hatte, aber ich liebte sie nicht." Da sah Gabrielle wie ihre Mutter sich aufbäumte und den Vater anschrie: „Was, Du liebtest mich nicht?"

Kleine Rundschau

Die Frauen in der Hotellerie

In der schweizerischen Hotellerie sind ungefähr 60 000 Frauen beschäftigt. Für die Zukunft wird mit einer starken Nachfrage gerechnet, und die Hotellerie bemüht sich, die nötigen Arbeitskräfte zu finden, ebenso die eidgenössische Kommission für Arbeitsbeschaffung, in Verbindung mit der Frauenkommission, die denselben Zweck verfolgt. Vor allem sind die Arbeitsbedingungen des Personals zu verbessern. Es geht nicht mehr an, daß es Häuser gibt, wo das weibliche Personal nach einem vierzehnstündigen Arbeitstag in nicht heizbaren Mansarden untergebracht ist, mit schlechten Betten und ohne die Möglichkeit, für sich einen Raum zu besitzen, wo man sich ausruhen, schreiben und seine Sachen flicken kann. Der Delegierte für Arbeitsbeschaffung, Herr Zipfel, hat angeordnet, daß allein diejenigen Häuser die eidgenössische Subvention für Hotelrenovation erhalten werden, die ihr Personal anständig unterbringen. Die Frauen aller Berufe werden sich über diesen Beschluß freuen. F. S.

Jugendheimstätte Gwatt

In der Heimstätte für die Reformierte Jugend in Gwatt am Thunersee verbringen alljährlich viele Jugendliche ihre Ferien, sei es als Einzelgäste, sei es in der Gemeinschaft von Ferienlagern, die von verschiedenen Verbänden dort abgehalten werden. Vom 1. Juli bis zum 15. August 1945 beherbergte die Heimstätte Gwatt 601 Personen mit 4196 Verpflegungstagen (1944: 484 Personen mit 3255 Verpflegungstagen). Dazu kommen noch über 2000 Personen, die nur tagsüber für einige Stunden oder nur für eine Nacht in der Heimstätte Einkehr hielten. Am meisten kamen Jug[illegible]he aus dem Kanton Bern (20 Prozent), aus Zürich (19 Prozent) und Aargau (12 Prozent). Die Haushaltung wird durch die Lehrerinnen und Schülerinnen der gut eingeführten Haushaltungs-Schule der Heimstätte besorgt.

Saga Reuter, eine Schweizer Musikerin

Ende August wurde aus Paris gemeldet, daß am 4. August eine Musikerin gestorben ist, die unter dem Namen Saga Reuter für ihr Vaterland, die Schweiz, Ehre eingelegt hat. Mit ihrem richtigen Namen hieß sie Louisa Roos, stammte aus Lausanne und hat am dortigen Konservatorium studiert. Sie gründete selbst ein Musikinstitut und verwertete ihre Gaben als Pädagogin und Organisatorin. Sie war eine der ersten, die im Institut Jacques Dalcroze ausgebildet wurde und die seit 1906 Kurse in rhythmischer Gymnastik erteilte.

Bald darauf ließ sich Louisa Roos in Paris nieder, wo sie erfolgreich als Musikpädagogin wirkte. In der Ecole normale de Musique führte sie die Fröbelsche Methode und die rhythmische Gymnastik ein. Für Schweizer Musik und Schweizer Musiker leistete sie in Paris aktive Propaganda. 1926 hat sie das erste Konzert des Schweizerischen Tonkünstlervereins organisiert. Sie war Schülerin von Vincent d'Indy und ist auch als talentvolle Komponistin hervorgetreten. Sie schrieb Kammermusik, Stücke für Cello, für Orgel, Lieder, eine Symphonie. Erst kürzlich hat der französische Rundspruch eine ihrer Kompositionen für Cembalo aufgeführt. F. S.

Englands Kriegs-Bier-Franken

In einer von der englischen Regierung herausgegebenen Aufklärungsschrift über die Kriegsanstrengungen Großbritanniens wird als „100. Faktum" die... Biersteuererhöhung angeführt. Von 1939 bis 1944 ist die Biersteuer sutzessiv von 29 Rp. je Liter auf 96 Rp., also auf fast einen Franken erhöht worden. Die Biersteuer hat sich demnach mehr als verdreifacht. Diese ausgiebige Heranziehung der Biersteuer als Finanzierungsquelle des Staates war nur möglich dank des Entgegenkommens, das die englischen Brauer selbst gezeigt haben.

Dies erinnert unwillkürlich daran, daß in der Schweiz die Biersteuer im Gegenteil herabgesetzt wurde; sie betrug 12,3 Rp. je Liter im Jahr 1939, gegen nur mehr 6,8 Rp. seit Ende 1944.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumklub, Rämistraße 26. Montag, 17. September, 17 Uhr. Musiksektion. Sonatenabend für Klavier und Cello. Isabella Norval, Pianistin, Rückwanderin aus Wien-Budapest, Helmut Auer, Cello. **Programm: Beethoven. Variationen auf ein Thema** von Mozarts Zauberflöte für Klavier und Cello. Debussy-Sonate in d-moll für Klavier und Cello. Richard Strauß-Sonate für Klavier und Cello, in F-dur. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Radiosendungen für die Frauen

sr. In der Sendung „Für die Hausfrau" spricht Montag den 17. September um 13.30 Uhr Gottfried Roth über „Der Gemüsegarten im Herbst". Mittwoch den 19. September um 17.45 Uhr werden die Hausfrauen über „Einheimische Oelpflanzen" orientiert. Regina Wiedmer spricht über „Gewinnung und Verwertung unserer Pflanzenöle" und Karl Uetz über „Nuß, Matt und Raps". Die Themen der Sendung „Notiers und probiers" vom 20. September um 13.30 Uhr lauten: „Können Flecken von Wasserglas entfernt werden? — Wie verhindert man Schimmelbildung auf Konfitüre? — Das neue Rezept". Schließlich wird in der „Frauenstunde" Freitag den 21. September um 17.45 Uhr der „Dichterin Annette von Droste-Hülshoff" gedacht. Den Vortrag hält Betty Wehrli-Knobel.

Redaktion

Stellvertretende Redaktion ab 1. August 1945: Frau El. Studer v. Goumoens, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich).

„Consa"

die Konservenfabrik im Haushalt.

Die neue Maschine zur eigenen Herstellung von Konserven.

Praktisch in der Handhabung.

Eine Anschaffung, die sich jedermann leisten kann. Machen Sie uns einen Besuch

SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH

Nüschelerstraße 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

MARQUE DÉPOSÉE 50 ANS

VORSTEHERINNENSCHULE

des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften

Aufnahmebedingungen:	Gute Allgemeinbildung und gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse.
Alter:	25–35 Jahre
Dauer des Kurses:	Im 1. Jahr praktische und theoretische Einführung in die Arbeiten eines alkoholfreien Wirtschaftsbetriebes. Im 2. Jahr weitere Ausbildung als Gehilfin.
Beginn des Kurses:	Frühling 1946

Prospekte mit näheren Bedingungen durch das Hauptbüro des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften, Gotthardstraße 21, Zürich 2

Denken Sie

bei ihren Vergabungen von Kleidern, Wäsche, Säuglingswäsche und Schuhen an die unter der Teuerung leidenden einheimischen Familien und Alleinstehenden.

Kleiderstube der Winterhilfe

Telephon 23 86 00 • Schulhausstraße 62 • Zürich

Vergütung von Textil-Coupons und Schuh-Punkten

Es werden auch flickbedürftige Kleider angenommen

Manz & Co.

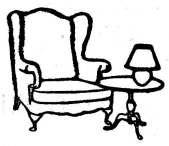
Kolonialwaren

Zürich 1

Zähringerstraße 24

Telephon 32 17 56

Fabrikation von Konfitüren und butterhaltigen Kochfetten



Werbeständige Möbel

MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG

MEER

ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU

MEER + CIE A.G. BERN

DRUCK-ARBEITEN

liefert vorteilhaft und gewissenhaft

Buchdruckerei Winterthur A.G.

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie

Zürich 1

Schützengasse 7

Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7

Dr. Emanuel Riggenbach

Wie klären wir unsere Kinder auf?

2. Aufl. Fr. 3.-- Achtzehn ausgeführte Erzähl- und Lehrbeispiele für den unmittelbaren Gebrauch im täglichen Leben. Das Luserner Schulblatt urteilt: „Mit einem meisterhaften pädagogischen Geschick behandelt der Verfasser die Fragen der Geschlechtserziehung der Jugend."

Das erste Jahr der Ehe

2. Auflage Fr. 1.50 | Aufklärend, taktvoll, offen.

Gebr. Riggenbach Verlags-Abtl. 23 Basel

SA 10021 X

Wieder Blumenkohl billig einmachen

denn Vorräte an eingemachtem Blumenkohl sind im Winter willkommen. Nachstehendes Rezept ist seit Jahren bewährt und erfolgreich

Rezept: Blumenkohl in Salzwasser leicht schwellen, muß aber ganz bleiben. Dann abtropfen lassen und in Einmach-Gläser schichten. Halbverdünnten Aeschbach-Kräuteressig (würzig und aromatisch) kalt darüber gießen bis obere Schicht bedeckt ist. Luftdicht verschließen. Gefäße stets sauber und kühl aufbewahren. Nach 14 Tagen gebrauchsfertig. Möglichst keine gedüngten Gemüse verwenden. Geht einfach, schnell, sicher. Wertvoller Winter-Vorrat

Fr. 1.30 per Liter in Drogerien und Lebensmittelgeschäften. Gratis-Muster und Rezepte von Essigfabrik Aeschbach, Winterthur

Aeschbach Kräuter Essig

Silberpolitur Wernosilb Poli-Argent

Das ideale Silberpflegemittel

Fr. 1.50, 3.50, 6.- ohne Wust.

In Drogerien und Haushaltgeschäften erhältlich. Hersteller: Chem. techn. Laboratorium der Drogerie Wernle & Co. AG. Zürich

Kunststopferei

von beschädigten Militär-, Herren- u. Damenkleidern, Seiden Woll- u. Trikotsachen, Tüll, sowie sämtliche Teppiche u. Decken

Erstes und ältestes Spezialgeschäft am Platze (gegr. 1915)

Frau M. Weiß, Zürich 1, Stadelhoferstr. 42, im Laden Tel. 32 31 35

Der kleinste Tanzraum Marktgasse 13 Spielstube W. Hunziker, Inh. Zürich

40 JAHRE MERKUR-QUALITÄT

Märwiler Obstessig

vorteilhaft in Preis und Qualität

Wäsche nach Gewicht

das einfachste für die Hausfrau.

Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.

Tadellose Ausrüstung Ihrer Wäsche

Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur

Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

Daheim Bern Zeughausgasse 13

Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche

Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 2 49 29

Aparte Neuheiten in Seiden- und Wollstoffen

JULES VON TOBEL & Co.

Brandschenkestraße 26

Filiale Theaterstraße 10, Zürich

Ecole horticole pour jeunes filles

LA CORBIÈRE

Estavayer le Lac

Cours professionnels de 2 ou 3ans.

Cours spéciaux pour amateurs.

Pour tous renseignements s'adresser à la Direction de l'Ecole

A. Schaub, prof. dipl.

R.-M. Cérésole